



Leseprobe

Salman Rushdie

Des Mauren letzter Seufzer

Roman

»Ein Autor mit atemberaubendem Einfallsreichtum.« *Financial Times*

Bestellen Sie mit einem Klick für 16,00 €



Seiten: 624

Erscheinungstermin: 14. Juni 2023

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

Zum Buch

»Ein Feuerwerk der Fantasie« Nadine Gordimer

Moraes Zogoiby, genannt Moor, ist der letzte Spross einer indischen Gewürzhändlerdynastie – und ein erfahrener Geschichtenerzähler. Auf seinem Weg von Indien ins spanische Exil erzählt er die Geschichte seiner Familie. Eine Geschichte, die von erbitterten Fehden, von unheilvollen Verwünschungen und Leidenschaften, vom Glanz und Untergang eines Familienimperiums handelt und gleichzeitig eine Chronik des modernen Indiens ist.

Salman Rushdie erhält den Friedenspreis des Deutschen Buchhandels 2023 »für seine Unbeugsamkeit, seine Lebensbejahung und dafür, dass er mit seiner Erzählfreude die Welt bereichert.« (Aus der Begründung der Jury)



Autor

Salman Rushdie

Salman Rushdie, 1947 in Bombay geboren, ging mit vierzehn Jahren nach England und studierte später in Cambridge Geschichte. Mit seinem Roman »Mitternachtskinder«, für den er den Booker Prize erhielt, wurde er weltberühmt. 1996 wurde ihm der Aristeion-Literaturpreis der EU für sein Gesamtwerk zuerkannt. 2007 schlug ihn die Queen zum Ritter. 2022 ernannte ihn das deutsche PEN-Zentrum zum Ehrenmitglied. 2023 erschien sein Roman »Victory City«.

SALMAN RUSHDIE, 1947 in Bombay geboren, ging mit vierzehn Jahren nach England und studierte später in Cambridge Geschichte. Mit seinem Roman *Mitternachtskinder*, für den er den Booker Prize erhielt, wurde er weltberühmt. 1996 wurde ihm der Aristeion-Literaturpreis der EU für sein Gesamtwerk zuerkannt. 2007 schlug ihn die Queen zum Ritter. 2022 ernannte ihn das deutsche PEN-Zentrum zum Ehrenmitglied. Im Penguin Verlag erschien zuletzt sein Roman *Victory City* (2023).

Des Mauren letzter Seufzer in der Presse:

»Ein Feuerwerk der Fantasie« Nadine Gordimer

»Ein Autor mit atemberaubendem Einfallsreichtum.« *Financial Times*

»Ein literarisches Feuerwerk, das die ungebrochene Erzählfreude des Autors unter Beweis stellt.« *Der Tagesspiegel*

»Ein Triumph.« *New York Times*

Außerdem von Salman Rushdie lieferbar:

Grimus, Roman

Mitternachtskinder, Roman

Das Lächeln des Jaguars. Eine Reise durch Nicaragua

Harum und das Meer der Geschichten, Roman

Heimatländer der Phantasie, Essays und Kritiken

Osten, Westen, Kurzgeschichten

Der Boden unter ihren Füßen, Roman

Wut, Roman

Shalimar der Narr, Roman

Zwei Jahre, acht Monate und achtundzwanzig Nächte, Roman

Golden House, Roman

Quichotte, Roman

Victory City, Roman

Die Originalausgabe erschien 1995
unter dem Titel *The Moor's Last Sigh*
bei Jonathan Cape, London.

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung,
da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich
auf deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

1. Auflage 2023

Genehmigte Taschenbuchausgabe

Copyright © 1995 by Salman Rushdie

All rights reserved.

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2013 bei btb Verlag

in der Verlagsgruppe Penguin Random House GmbH,

Neumarkter Straße 28, 81673 München

Alle Rechte an der Übersetzung ins Deutsche bei

Rowohlt Verlag GmbH, Hamburg.

Umschlaggestaltung: Favoritbüro nach einem Entwurf

von semper smile, München

Umschlagabbildung: © BIWA / Gallerystock

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-328-11119-1

www.penguin-verlag.de

Für E. J. W.

Ich kann sie nicht mehr zählen, die Tage, die vergangen sind, seit ich vor den Schrecken von Vasco Mirandas wahnwitziger Festung in dem andalusischen Bergnest Benengeli geflohen bin; seit ich im Schutz der Dunkelheit dem Tod davongelaufen bin und eine an die Tür genagelte Botschaft hinterlassen habe. Und seit jenem Tag hat es auf meinem hungrigen, hitzeverschleierten Weg immer wieder Bündel beschriebener Blätter gegeben, Hammerschläge, den schrillen Aufschrei von Zwei-Zoll-Nägeln. Vor langer Zeit, als ich noch nicht trocken hinter den Ohren war, sagte meine Geliebte voll Zärtlichkeit zu mir: »Ach, Moor, du merkwürdiger schwarzer Mann, immer vollgestopft mit Thesen und nirgends eine Kirchentür, an die du sie nageln kannst.« (Sie, eine entschieden fromme, unchristliche Inderin, scherzte über Luthers Protest in Wittenberg, um sich über ihren Geliebten, einen entschieden unfrohen indischen Christen, lustig zu machen: Welch seltsame Wege Geschichten doch nehmen, auf welchen Zungen sie letztlich landen!) Leider hörte meine Mutter das; und schoß sofort, blitzschnell wie eine zuschnappende Schlange, zurück: »Vollgestopft mit Fäkalien, willst du wohl sagen.« Ja, Mutter, auch diesmal hattest du wieder das letzte Wort: wie immer.

»Amrika« und »Moskva« hat mal jemand sie genannt, Aurora, meine Mutter, und Uma, meine Liebste, hat die beiden großen Supermächte als Spitznamen für sie benutzt. Und alle Leute sagten, sie sähen sich ähnlich, ich aber vermochte eine solche Ähnlichkeit nicht zu erkennen, ganz und gar nicht. Beide sind inzwischen tot, eines unnatürlichen Todes gestorben, und ich befinde mich in einem fernen Land, den Tod auf den Fersen und ihre Geschichte in meiner Hand, eine Geschichte, die ich

an ein Tor, einen Zaun, einen Ölbaum geschlagen, die ich über diese Landschaft meiner letzten Reise verteilt habe, jene Geschichte, die mit mir endet. Auf der Flucht habe ich die Welt zu meiner persönlichen Piratenkarte gemacht, mit verborgenen Hinweisen, verstreuten X-Markierungen, die zum eigentlichen Schatz führen sollen – zu mir. Wenn meine Jäger dieser Spur folgen, werden sie mich finden: wartend, ohne zu klagen, außer Atem, bereit. *Hier stehe ich. Ich konnte nicht anders.*

(Hier sitze ich, wäre wohl treffender. In diesem finsternen Wald – das heißt, auf diesem Ölberg, in diesem Gehölz, beobachtet von den seltsam schiefgeneigten Steinkreuzen eines kleinen, überwucherten Friedhofs gleich unterhalb der Zufahrt zur Tankstelle von Ultimo Suspiro –, ohne den Trost eines vergiltschen Begleiters oder dem Bedürfnis nach ihm, an einem Ort, der die Mitte meines Lebensweges sein müßte, aus vielen, komplizierten Gründen aber zum Ende der Straße geworden ist, breche ich, verdammt noch mal, vor Erschöpfung zusammen.)

Und, jawohl, meine Damen, sehr vieles ist angeschlagen, angenagelt worden. Flaggen, zum Beispiel, die man zeigen will. Doch nach einem gar nicht so langen (wenn auch fahnenbunten) Leben sind mir plötzlich die Thesen ausgegangen. Das Leben selbst ist Kreuzigung genug.

Wenn einem der Dampf ausgeht, wenn der Atem, der einen vorwärtstreibt, beinah erstorben ist, wird es Zeit, Beichte abzulegen. Nennt es Testament oder Letzten Willen, was ihr wollt; den Saloon zum letzten Lebenshauch. Daher dieses »Hier-stehe-oder-sitze-ich« – ich, der ich die Sentenzen meines Lebens in die Landschaft genagelt und die Schlüssel zu einem roten Fort in der Tasche habe. Daher diese Augenblicke des Wartens unmittelbar vor der endgültigen Kapitulation.

Also ist es jetzt angemessen, vom Ende zu sprechen; von dem,

was war und wohl nicht mehr sein wird; von dem, was richtig war und was falsch. Ein letzter Seufzer für eine verlorene Welt, eine Träne für ihren Untergang. Aber auch ein letztes Hurra, ein finales, skandalöses Gewirr unentwirrbarer Geschichten (Wörter müssen genügen, denn visuelle Medien sind nicht greifbar), und für die Totenwache eine Reihe von rauhen Männergesängen. Die Erzählung des Moor, eines Mauren, oder auch Mohren, inklusive Ton und Wut. Wollen Sie? Na ja, auch wenn Sie nicht wollen. Und damit kann ich anfangen kann, reichen Sie mir bitte den Pfeffer!

Wie bitte?

Selbst die Bäume sind so verblüfft, daß sie zu sprechen beginnen. (Haben Sie etwa noch nie, wenn Sie einsam und verzweifelt waren, mit den Wänden gesprochen, mit Ihrem blödsinnigen Hund oder in die leere Luft hinein?)

Ich wiederhole: den Pfeffer, bitte; denn ohne die Pfefferkörner hätte das, was in Ost und West heute endet, gar nicht erst begonnen. Der Pfeffer war es, der Vasco da Gamas Dickschiffe veranlaßte, über die Meere zu segeln, von Lissabons Leuchtturm Torre de Belém bis zur Küste von Malabar, anfangs nach Calicut und später, wegen des Lagunenhafens, nach Cochin. Im Kielwasser jener portugiesischen Erstankömmlinge segelten Engländer und Franzosen, so daß wir zur Zeit der Entdeckung Indiens – aber wie konnten wir *entdeckt* werden, da wir doch zuvor niemals *bedeckt* gewesen waren? – »weniger ein *sub-continent* als ein *sub-condiment* waren, wie meine vornehme Mutter es formulierte: »Von Anfang an war es kristallklar, was die Welt von der verdammten Mutter Indien wollte«, pflegte sie zu sagen. »Scharfe Sachen wollten sie, genau wie ein Mann, der zu einer Hure geht.«

Meine Geschichte handelt von einem hochgeborenen Mischling, der in Ungnade fiel: von mir, Moraes Zogoiby, genannt

Moor, fast während meines ganzen Lebens der einzige männliche Erbe der Gewürz- und Großhandelsmillionen der Dynastie Da-Gama-Zogoiby aus Cochin, und von meiner Verbannung aus dem, was ich mit Fug und Recht als mein natürliches Leben betrachtet habe, der Verbannung durch meine Mutter Aurora, geborene da Gama, berühmteste unserer modernen Malerinnen, eine große Schönheit, zugleich aber scharfzünftigste Frau ihrer Generation, die an jeden, der in ihre Reichweite kam, sofort gepfefferte Bemerkungen austeilte. Auch ihre Kinder hatten keine Gnade zu erwarten. »Wir Rosenkranz-Kreuzigungs-Beatnik-Mädchen haben glühheißen Chili in den Adern«, pflegte sie zu sagen. »Keine Sondervorrechte für Fleisch- und Blutsverwandte! Wir leben von Fleisch, meine Lieblinge, und an Blut können wir uns berauschen.«

»Ein Sprößling unserer dämonischen Aurora zu sein«, erfuhr ich schon, als ich noch jung war, von dem goanischen Maler V. (für Vasco) Miranda, »heißt im wahrsten Sinne des Wortes ein moderner Luzifer zu sein. Du weißt schon: Sohn des aufblühenden Morgens.« Damals war meine Familie bereits nach Bombay umgezogen, und derartige Aussprüche galten im Paradies von Aurora Zogoibys legendärem Salon als Kompliment. Mir sind diese Worte jedoch als Prophezeiung im Gedächtnis geblieben, denn es kam der Tag, da ich in der Tat aus jenem legendären Garten vertrieben und ins Pandämonium geschleudert wurde. (So aus meiner natürlichen Umgebung verbannt, was blieb mir übrig, als mich dem Gegenteil zuzuwenden? Das heißt, dem *Unnaturalismus*, dem einzig wahren Ismus dieser verrückten, überdrehten Zeit. Würde nicht jeder, der aus den Grenzen des Erlaubten verstoßen wird, danach trachten, Licht ins Dunkel des Unerlaubten zu bringen? Und so stürzte Moraes Zogoiby, aus seiner persönlichen Geschichte vertrieben, kopfüber der Weltgeschichte entgegen.)

Und der Ursprung von allem: ein Pfeffersack!

Das heißt, nicht nur Pfeffer, sondern auch Kardamom, Cashewnüsse, Zimt, Ingwer, Pistazien, Nelken; dazu Kaffeebohnen sowie das große, allmächtige Teeblatt persönlich. Tatsache aber bleibt, daß es, um mit Aurora zu sprechen, »der Pfeffer war, zuerst und in einziger Linie – jawohl, in einziger Linie, denn warum in erster Linie sagen? Warum überhaupt in einer Linie stehen, wenn man als einziger und erster dastehen kann?« Was auf die Geschichte im allgemeinen zutrifft, trifft im besonderen auf die Geschicke unserer Familie zu: Pfeffer, das begehrte Schwarze Gold von Malabar, war die erste Handelsware meiner stinkreichen Sippe, der reichsten Gewürz-, Nuß-, Bohnen- und Blätterhändler von Cochin, die ohne jeden anderen Beweis als einer jahrhundertealten Tradition behaupteten, illegitime Nachkommen des großen Vasco da Gama zu sein ...

Keine Geheimnisse mehr. Ich habe sie alle angenagelt.

Mit dreizehn Jahren begann meine Mutter Aurora da Gama während der Anfälle von Schlaflosigkeit, mit denen sie eine Zeitlang allnächtlich geschlagen war, barfuß in dem weitläufigen, duftenden Haus ihrer Großeltern auf Cabral Island umherzugeistern und bei diesen nächtlichen Odysseen unweigerlich sämtliche Fenster zu öffnen – zuerst die inneren Insektenfenster, deren feinmaschiger Draht das Haus vor Mücken-Moskitos-Fliegen schützte, dann die bleiverglasten Flügelfenster selbst und schließlich die geschlitzten Holzläden dahinter. Woraufhin die sechzigjährige Matriarchin Epifania – deren persönliches Moskitonetz im Laufe der Jahre eine Anzahl kleiner, aber folgenschwerer Löcher bekommen hatte, die zu bemerken sie zu kurzsichtig oder zu geizig war – allmorgendlich durch juckende Bisse auf ihren knöchernen, bläulichen Unterarmen erwachte und dann beim Anblick der Fliegen, die ihr von der Zofe Tereza (diese ergriff auf der Stelle die Flucht) ans Bett gebrachtes Tablett mit dem Frühstückstee und den süßen Keksen umschwirrten, einen spitzen Schrei ausstieß. Anschließend verfiel sie in sinnloses, hektisches Kratzen und Klatschen und warf sich wie wild in ihrem üppigen Bett aus Schiffs-Teakholz herum, wobei sie nicht selten Tee sowohl auf die spitzenbesetzte Baumwollbettwäsche als auch auf ihr weißes Musselinnachthemd mit dem hohen, gerüschten Kragen verschüttete, der ihren ehemals schwanengleichen, inzwischen aber faltigen Hals verbarg. Und während die Fliegenklatsche in ihrer Rechten sauste und pfiff, während die langen Nägel ihrer Linken den Rücken auf der Suche nach weiteren, schwerer zu erreichenden Moskitostichen durchpflügte, rutschte die Nachthaube von Epifania da Gamas Kopf und

enthüllte einen Wust langer, wirrer weißer Haarzotteln, durch die man stellenweise (o weh!) nur allzu deutlich die gefleckte Kopfhaut schimmern sah. Sobald die junge Aurora, die an der Tür lauschte, erkannte, daß die Lautstärke der Wutgeräusche ihrer verhaßten Großmutter (Flüche, zerbrechendes Porzellan, das ergebnislose Patschen der Fliegenklatsche, das zornige Summen der Insekten) dem Höhepunkt entgegenging, setzte sie ihr süßestes Lächeln auf und stürmte mit einem fröhlichen Morgengruß ins Schlafzimmer der Matriarchin, wohl wissend, daß die ungezügelte Wut der Mutter sämtlicher da Gamas von Cochin durch das Erscheinen dieser jugendfrischen Zeugin ihrer altersbedingten Hilflosigkeit sogleich alle Grenzen sprengen würde. Mit wild zerzausten Haaren kniete Epifania, die wie ein zerbrochener Zauberstab flatternde Fliegenklatsche in der erhobenen Hand, auf ihren beschmutzten Laken und suchte zum geheimen Entzücken des jungen Mädchens ein Ventil für ihre Wut, indem sie wie eine der Hexen aus Macbeth, eine Rakshasa oder Banshee auf die zur Unzeit eindringende Aurora einbrüllte.

»Oho-ho, Mädchen, hast du mich erschreckt! Eines Tages wirst du mir noch das Herz brechifizieren.«

So kam es, daß der jungen Aurora da Gama die Idee, ihre Großmutter zu ermorden, direkt von den Lippen des in Frage kommenden Opfers eingegeben wurde. Sie begann Pläne zu schmieden, doch die immer makabrer werdenden Phantasien von Giften und schroffen Abgründen wurden ständig von pragmatischen Problemen durchkreuzt, so etwa der Unmöglichkeit, in den Besitz einer Kobra zu gelangen, um sie in Epifanias Bett zu legen, oder der glatten Weigerung der alten Vettel, ein Terrain zu betreten, das, wie sie es ausdrückte »rauf- und runterkippt«. Und obwohl Aurora sehr gut wußte, wo sie eines schönen scharfen Küchenmessers habhaft werden konnte, und sogar si-

cher war, daß sie längst stark genug sein würde, Epifania den Hals umzudrehen, entschied sie sich auch gegen diese Möglichkeiten, weil sie sich nicht schnappen lassen wollte und ein allzu offensichtlicher Mord unbequeme Fragen nach sich gezogen hätte. Da sich Aurora also keine Gelegenheit zu einem perfekten Verbrechen bot, fuhr sie fort, die perfekte Enkelin zu spielen, sann aber insgeheim weiter auf Böses, wobei ihr kein einziges Mal der Gedanke dämmerte, daß in ihren Überlegungen weit mehr als nur ein bißchen von Epifanias Skrupellosigkeit steckte.

»Geduld ist eine Tugend«, ermahnte sie sich. »Ich werde einfach abwarten.«

Vorerst einmal fuhr sie fort, während der schwülen Nächte die Fenster zu öffnen, und warf zuweilen auch wertvollen Zierat hinaus, lauter geschnitzte, rüsselnasige Figurinen, die auf den klatschenden Wellen der Lagune unterhalb der Mauern der Inselvilla davontrieben, oder kunstvoll bearbeitete Elefantentstoßzähne, die natürlich spurlos versanken. Tagelang hatte die Familie keine Ahnung, was sie von diesen Ereignissen halten sollte. Epifania da Gamas Söhne, Auroras Onkel Aires – wie *Irish* ausgesprochen – sowie ihr Vater Camoens – *Camonsh* ausgesprochen, aber nasal, wie bei den Franzosen –, mußten beim Erwachen feststellen, daß mutwillige nächtliche Brisen Buschhemden aus ihren Schränken und Geschäftspapiere aus den Ein- und Ausgangskörben geweht, daß sanfte Winde mit geschickten Fingern die Verschnürung der Probenbeutel gelöst hatten, Jutesäckchen mit großen und kleinen Kardamomen, Karriblättern und Cashewnüssen, die wie Wachsoldaten entlang der schattigen Korridore des Büroflügels standen, so daß Samen von Griechisch Heu und Pistazien weit über den abgetretenen, alten Bodenbelag aus Kalkstein, Holzkohle, Eiweiß und anderen, längst vergessenen Ingredienzen verstreut waren und der Duft der Gewürze, der in der Luft lag, die Matriarchin quälte, weil sie

im Laufe der Jahre gegen die Quellen des Familienvermögens immer allergischer geworden war.

Und während die Fliegen durch die geöffneten Drahtfenster hereinsummten und die widrigen Windböen durch die geöffneten Bleiglasfenster ins Haus drangen, kam durch die geöffneten Holzläden alles herein, was es sonst noch gab: der Staub und der Lärm der Schiffe im Hafen von Cochin, die Nebelhörner der Frachter und Schleppdampfer, die derben Scherze der Fischer und das pochende Glühen ihrer quallenverbrannten Arme, das Sonnenlicht, so scharf wie ein Messer, die schwüle Hitze, die jeden ersticken konnte wie ein nasses, fest um den Kopf geknotetes Tuch, die Rufe der Händler in ihren Booten, die weithin vernehmbare Traurigkeit der unverheirateten Juden am anderen Ufer in Mattancheri, die Drohungen der Smaragdschmuggler, die Machenschaften rivalisierender Geschäftsleute, die zunehmende Nervosität der britischen Kolonie in Fort Cochin, die Lohnforderungen der Angestellten und der Plantagenarbeiter in den Spice Mountains, die Berichte von Unruhe stiftenden Kommunisten und der Politik der Kongreß-Wallahs, die Namen Gandhi und Nehru, Gerüchte von Hungersnöten im Osten und Hungerstreiks im Norden, die Gesänge und Trommelrhythmen der Geschichtenerzähler und das schwere, rollende Donnern der auflaufenden Gezeitenströmung der Geschichte, die sich an der brüchigen Mole von Cabral Island brach. »Dieses primitive Land, o Jesus!« fluchte Onkel Aires beim Frühstück, zu dem er bereits in Gamaschen und Hut erschien. »Ist die Welt da draußen vielleicht nicht dreckschmutzig genug, eh, eh? Was für ein mieser Idiot, was für ein rücksichtsloser Mistkerl hat denn das alles wieder hereingelassen? Ist dies ein anständiges Haus, beim Zeus, oder ein Scheißhaus – entschuldigt meine Ausdrucksweise – im Basar?«

An jenem Morgen begriff Aurora, daß sie zu weit gegangen war, denn ihr heißgeliebter Vater Camoens, ein kleiner, spitzbärtiger Mann in einem schreiend bunten Buschhemd, der inzwischen schon einen Kopf kleiner war als seine Bohnenstange von Tochter, ging mit ihr zu der kleinen Mole und vertraute ihr – vor Begeisterung und Aufregung so sehr zappelnd, daß seine Silhouette vor der unglaublichen Schönheit und der merkantilen Geschäftigkeit der Lagune wie eine Märchenfigur wirkte, wie ein Rumpelstilzchen, das auf einer Waldlichtung tanzt, oder wie ein guter Dschinn, der aus einer Lampe entwichen ist – in geheimnisvollem Flüsterton seine große, herzbewegende Erkenntnis an. Nach einem Dichter benannt und mit einem verträumten Naturell begabt (leider aber nicht mit dem entsprechenden Talent), wies Camoens sie schüchtern auf die Möglichkeit einer Geistererscheinung hin.

»Ich glaube«, erklärte er seiner sprachlosen Tochter, »ich glaube fest daran, daß deine geliebte Mummy zu uns zurückgekehrt ist. Du weißt doch, wie sehr sie die Meeresbrisen geliebt, wie sehr sie mit deiner Großmutter um frische Luft gerungen hat. Und nun springen wie durch Magie die Fenster auf. Und außerdem, mein liebes Töchterchen, sieh dir doch an, welche Gegenstände verschwinden! Nur solche, die sie immer gehaßt hat. Verstehst du? *Aires' Elefantengötter*, hat sie immer gesagt. Und prompt ist nun diese kleine Ganesha-Sammlung deines Onkels verschwunden. Die und das Elfenbein.«

Epifanias Elefantenstoßzähne. Zu viele Elefanten, die auf diesem Haus lasten. Die verblichene Belle da Gama hatte mit ihrer Meinung nie hinterm Berg gehalten. »Ich glaube, wenn ich heute nacht aufbleibe, darf ich vielleicht noch einmal ihr liebes Gesicht erblicken«, vertraute Camoens sehnsüchtig seiner Tochter an. »Was meinst du? Die Botschaft ist doch unverkennbar. Warum wartest du nicht mit mir? Du und dein Vater – sind wir nicht

in derselben Situation? Er vermißt seine Missis, und du empfindest Gram über deine Mam.«

Aurora errötete vor Unbehagen und rief: »Aber ich glaube wenigstens nicht an diese idiotischen Geister!« Und lief ins Haus zurück, unfähig, die Wahrheit zu bekennen, die da lautete, daß sie selbst das Phantom ihrer verblichenen Mutter war, deren Handlungen ausführte, mit deren verstummter Stimme sprach; daß die nachtwandelnde Tochter die Mutter am Leben erhielt, ihren Körper der Dahingegangenen als Bleibe anbot, sich an die Tote klammerte, den Tod negierte, auf dem Fortbestehen der Liebe über das Grab hinaus beharrte; daß sie zum neuen Erwachen der Mutter geworden war, Fleisch für ihren Geist, zwei Da-Gama-Frauen in einer.

(Viele Jahre später sollte sie ihr eigenes Haus *Elephanta* nennen; und so kam es, daß letztlich sowohl Elefanten als auch Geister weiterhin eine Rolle in unserer Familiensaga spielten.)

Belle war gerade erst zwei Monate tot. »Hell's Belle« pflegte Auroras Onkel Aires sie zu nennen (aber er gab den Leuten ständig Namen, zwang der Welt gewaltsam sein ganz persönliches Universum auf): Isabella Ximena da Gama, die Großmutter, die ich nie kennengelernt habe. Zwischen ihr und Epifania hatte von Anfang an Krieg geherrscht. Mit fünfundvierzig zur Witwe geworden, begann Epifania augenblicklich, die Matriarchin zu spielen; den Schoß voller Pistazien saß sie im Vormittagsschatten ihres Lieblingsgartens, fächelte sich Luft zu, knackte als unüberhörbare, eindrucksvolle Demonstration ihrer Macht die Nußschalen mit den Zähnen und sang dazu mit ihrer hohen, unerbittlichen Stimme:

Booby Shafto's gone to sea-ee
Silver bottles on his knee-ee ...

Ker-räck! Ker-räck! machten die Nußschalen in ihrem Mund.

*He'll come back to bury me-ee
Boney Booby Shafto.*

In all den Jahren hatte nur Belle niemals Angst vor Epifania gehabt. »Vier dicke Fehler«, erklärte die neunzehnjährige Isabella ihrer Schwiegermutter strahlend, einen Tag nachdem sie das Haus als mißbilligte, aber zähneknirschend akzeptierte Braut betreten hatte. »Nicht *booby*, nicht *bottles*, nicht *bury*, nicht *boney*. Süß von dir, in deinem Alter ein Liebeslied zu singen, doch mit den falschen Wörtern wird es zum Nonsens, nicht wahr?«

»Camoens«, erwiderte Epifania mit steinerner Miene, »sag deiner lieben Frau, sie soll die Klappe haltifizieren! Sonst werd' ich ihrem Gesabbere höchstpersönlich den Hahn abdrehen.« In den darauffolgenden Tagen stürzte sie sich unaufhaltsam in ein großes Medley individualisierter Shanties. *What shall we do with the shrunken tailor?* bewirkte, daß ihre neue Schwiegertochter einen nur unzulänglich unterdrückten Lachanfall bekam, woraufhin Epifania stirnrunzelnd das Lied wechselte. *Row, row, row your beau, gently down istream*, sang sie, möglicherweise, um Belle zu ermahnen, ihre Pflichten als Ehefrau nicht zu vernachlässigen, und fügte dann den eher metaphysisch wirkenden Nachsatz hinzu: *Morally, morally, morally, morally ... ker-räck! ... wife is not a queen.*

Ach, die Legenden über die kampflustigen da Gamas von Cochin! Ich gebe sie weiter, wie sie auf mich überkommen sind, poliert und phantasievoll ausgeschmückt durch endloses Weitererzählen. Es sind alte Geister, ferne Schatten, und ich erzähle diese Geschichten, um mit ihnen abzuschließen; sie sind alles, was ich noch habe, also lasse ich sie frei. Vom Cochin-Hafen zum Bombay-Hafen, von der Malabar Coast zum Malabar Hill:

die Geschichte unserer Begegnungen und Trennungen, unseres Steigens, unseres Fallens, unseres »Rauf- und Runterkippens«. Und dann heißt es, leb wohl Mattancheri, adieu, Marine Drive ... Jedenfalls, als meine Mutter Aurora in dieses kinderarme Haus kam und zu einer hochaufgeschossenen, rebellischen Dreizehnjährigen heranwuchs, waren die Grenzen deutlich abgesteckt.

»Zu lang für ein Mädchen«, lautete Epifanias mißbilligendes Urteil über ihre Enkelin, als Aurora zum Teenager wurde. »Bosheit in den Augen heißt Teufel im Herzen. Und auch für ihre Fassade sollte sie sich schämen, wie jeder sehen kann. Wölbifiziert sich viel zu weit vor.« Woraufhin Belle ärgerlich zurückgab: »Und was für ein ach-so-perfektes Kind hat dein Liebling Aires vorzuweisen? Hier gibt es wenigstens eine junge da Gama, quicklebendig, und zum Teufel mit ihren großen *boobie-shaftoes*! Bruder Aires und Schwester Sahara dagegen bringen nicht das geringste zustande, weder *boobies* noch *babies*.« Aires' Frau hieß Carmen, aber Belle, die der Vorliebe ihres Schwagers für das Erfinden von Namen nacheiferte, hatte sie nach der Sahara genannt, »weil sie so dürr und flach ist wie die Wüste und ich in dieser Ödnis nirgendwo einen Ort entdecken kann, wo man was zu trinken kriegt«.

Aires da Gama, das dicht gewellte weiße Haar mühsam mit Brillantine gebändigt (vorzeitiges Ergrauen ist schon seit langem ein Charakteristikum unserer Familie; meine Mutter Aurora war mit zwanzig bereits schlohweiß, und welch einen märchenhaften Glanz, welch eine eisige *gravitas* verliehen diese seidigen Gletscher, die ihr in Kaskaden über den Rücken fielen, ihrer Schönheit!): Wie mein Großonkel sich in Positur warf! Und was machte er auf den kleinen Sechs-mal-sechs-Schwarzweißfotos, an die ich mich erinnere, für eine komische Figur mit seinem Monokel, dem steifen Kragen und dem Dreiteiler aus fein-

stem Gabardine! In einer Hand hielt er einen Stock mit Elfenbeingriff (*es war ein Stockdegen*, flüstert mir die Familiengeschichte ins Ohr), in der anderen eine lange Zigarettenspitze, und außerdem hatte er, wie ich zu meinem Bedauern vermelden muß, die Gewohnheit, Gamaschen zu tragen. Denkt man sich eine hochgewachsene Statur hinzu sowie einen gewirbelten Schnurrbart, schon wäre der Inbegriff eines Operettenbösewichts fertig; aber Aires war genauso ein Taschenformat wie sein Bruder, dazu glattrasiert und mit leicht glänzendem Gesicht, so daß sein Auftreten als imitierter Stutzer möglicherweise eher Mitleid erregte als zu verächtlichem Zischen herausforderte.

Hier, auf einer anderen Seite im Fotoalbum der Erinnerungen, ist auch die krumme, schieläugige Großtante Sahara zu bewundern, die »Frau ohne Oasen«, die mit ihren kamelähnlichen Kiefern Betelnüsse kaute und auch sonst so aussah, als hätte sie einen Höcker. Carmen da Gama war Aires' Cousine ersten Grades, verwaistes Kind von Epifanias Schwester Blimunda und einem kleinen Drucker namens Lobo. Beide Eltern waren von einer Malariaepidemie dahingerafft worden, und Carmens Heiratschancen waren bereits bei weniger als Null, ja, sogar weit unter dem Gefrierpunkt angelangt, als Aires seine Mutter mit der Ankündigung verblüffte, er werde einer Verbindung mit Carmen zustimmen. Epifania durchlitt eine Woche schlafloser Nächte, außerstande, die Entscheidung zu treffen zwischen ihrem Traum, für Aires einen Fisch zu finden, den zu angeln sich lohnte, und der ständig stärker werdenden, verzweifelten Notwendigkeit, Carmen unter die Haube zu bringen, bevor es zu spät war. Zum Schluß gewann die Verpflichtung gegenüber ihrer verstorbenen Schwester die Oberhand über die Hoffnungen für ihren Sohn.

Carmen wirkte zu keiner Zeit jung, hatte keine Kinder,

und ihr größter Traum war es, Camoens' Seite der Familie auf ehrliche oder auch nicht ganz so ehrliche Weise das Erbe abzuschwindeln. Sie erwähnte keiner Menschenseele gegenüber, daß ihr Ehemann in der Hochzeitsnacht das Schlafzimmer erst sehr spät betreten hatte, seine verängstigte, magere junge Frau, die jungfräulich-zitternd im Bett lag, einfach ignorierte, sich langsam und gewissenhaft entkleidete, um sodann seinen nackten Körper (in den Proportionen dem ihren ganz ähnlich) nicht weniger sorgfältig in das Brautkleid zu zwängen, das ihre Zofe als Symbol für die Vereinigung auf einer Schneiderpuppe zurückgelassen hatte, und den Raum durch die Außentür des Aborts zu verlassen. Carmen hörte unten auf dem Wasser einen Pfiff, und als sie sich, nur mit dem Bettlaken bekleidet, erhob, sah sie das Brautkleid im Mondschein glänzen, während sich die bleischwere Erkenntnis, welch eine Zukunft sie erwartete, auf ihre Schultern herabsenkte und sie für immer niederdrückte. Ein junger Mann ruderte mit der Robe und dem, der darin steckte, eilfertig davon, offenbar auf der Suche nach dem wie auch immer gearteten Ziel, das für diese obskuren Wesen die Seligkeit war.

Die Geschichte von Aires' Brautkleid-Abenteuer, bei dem Großtante Sahara verlassen in den kalten Dünen ihrer unblutigen Laken zurückblieb, ist mir trotz ihres Schweigens zu Ohren gekommen. Die meisten normalen Familien können ihre Geheimnisse nicht bewahren; in unserem alles-andere-als-normalen Clan landen die tiefsten Mysterien gewöhnlich in Öl auf Leinwand an den Wänden einer Galerie ... Doch schließlich war der ganze Zwischenfall ja vielleicht auch einfach nur erfunden, eine Fabel, erdacht von der Familie, um zwar-zu-schockieren-aber-nicht-allzusehr, die Tatsache von Aires' Homosexualität also ein wenig verdaulicher, weil exotischer, also ein wenig *schöner* zu machen! Denn obwohl es zutrifft, daß Aurora da Gama die Szene

tatsächlich später malen sollte – auf ihrer Leinwand sitzt der Mann in dem mondbeschienenen Kleid sehr steif dem nackten Oberkörper eines schwitzenden Ruderers gegenüber –, könnte man möglicherweise einwenden, daß dieses Doppelporträt trotz all ihres Bemühens um das Bohemehafte doch nur eine domestizierende und einzig vom konventionellen Standpunkt aus empörende Phantasie gewesen war; daß die Story nämlich in ihrer erzählten und gemalten Version Aires' geheime Perversität in ein hübsches Kleid verpackte, um den Schwanz, den Arsch, das Blut und das Sperma in der Geschichte zu verbergen, die tapfere, entschlossene Angst des zwerghaften Dandys, der im Kreis der Hafentratten um wohlbestückte Gefährten buhlte, den exaltierten Schrecken erkaufter Umarmungen, die süßen Zärtlichkeiten der grobfäustigen Schauerleute in finsternen Gassen und üblen Kneipen, die Liebe zu den muskulösen Hinterbacken jugendlicher Rikschafahrer und den Mündern von unterernährten Basarkindern; daß sie die gereizte, streitsüchtige Amour-fou-Realität seiner langen, aber keineswegs treuen Liaison mit dem Burschen aus dem Hochzeitsnachtsboot, den Aires »Prinz Henry der Navigator« getauft hatte ... daß diese Version also die Wahrheit, angenehm erregend verkleidet, der Bühne verwies und anschließend den Blick abwandte.

No, Sir. Die Glaubwürdigkeit des Gemäldes wird nicht geleugnet. Was immer sonst zwischen diesen dreien geschehen sein mag – über die höchst ungewöhnliche Intimität zwischen Prinz Henry und Carmen da Gama an ihrem Lebensabend wird zu gegebener Zeit berichtet werden –, die Episode des gemeinsamen Brautkleides ist jedenfalls der Punkt, an dem alles begann.

Die Nacktheit unter dem entliehenen Brautkleid, das Gesicht des Bräutigams unter dem Brautschleier sind die Gründe,

warum die Erinnerung an diesen seltsamen Mann so sehr mein Herz berührt. Es gibt vieles an Aires, das mir nicht gefällt; doch wenn ich mir sein Dasein als »Queen« vorstelle, in dem viele Leute zu Hause (und nicht nur zu Hause) lediglich Erniedrigung sehen würden, erkenne ich seine Courage und, jawohl, die Möglichkeit für ihn, zu Ruhm und Glorie zu gelangen.

»Und wenn's kein Schwanz im Hintern war«, pflegte meine liebe Mutter, Erbin der furchtlosen Zunge ihrer Mutter, vom Leben mit ihrem ungeliebten Onkel Aires zu sagen, »dann, Liebling, war es mit Sicherheit ein Mühlstein am Hals.«

Da wir allmählich zur Sache kommen, zum Kern der ganzen Familienzwise, der vorzeitigen Todesfälle und unglücklichen Lieben und wahnsinnigen Leidenschaften und schwachen Lungen, von Macht und Geld und der moralisch noch zweifelhaften Verführungen und Mysterien der Kunst, wollen wir doch nicht vergessen, wer mit dem Ganzen angefangen hat, wer der erste war, der sein Element verließ und ertrank, durch wessen nassen Tod der Henkersschemel umgestoßen und der Grundstein entfernt wurde, so daß die Familie die schiefe Ebene hinabzugleiten begann (bis schließlich ich selbst in den Abgrund geschleudert wurde): Francisco da Gama, Epifanias dahingegangener Ehegatte.

Jawohl, auch Epifania war einstmals Braut gewesen. Sie kam aus einer alten, inzwischen weitgehend verarmten Handelsfamilie, dem Menezes-Clan von Mangalore, und der Neid war nicht gering, als sie nach einer zufälligen Begegnung auf einer Hochzeit in Calicut den fettesten Fang von allen landete – nach Meinung zahlreicher enttäuschter Mütter wider jede Logik, denn ein so reicher Mann hätte sich von den leeren Bankkonten, dem unechten Schmuck und der billigen Kleidung des heruntergekommenen Clans dieser kleinen Goldgräberin geziemend ab-

gestoßen fühlen müssen. Als das neue Jahrhundert heraufdämmerte, kam sie an Urgroßvater Franciscos Arm nach Cabral Island, dem ersten der vier weltabgeschiedenen, schlangenverseuchten paradiesisch-infernalischen Privatuniversen meiner Geschichte. (Das zweite war der Salon meiner Mutter auf dem Malabar Hill, der Himmelsgarten meines Vaters das dritte; und Vasco Mirandas wunderliche Festung, seine »Kleine Alhambra« in Benengeli, Spanien, war, ist und wird mein letztes in dieser Erzählung sein.) Dort fand sie ein prachtvolles, altes Herrenhaus im traditionellen Stil vor, mit vielen wunderschön ineinander verschachtelten Gärten, grünlichen Teichen und vermoozten Springbrunnen, umrahmt von reich geschnitzten Holzgalerien, von denen ganze Labyrinth weiterer Zimmer mit hohen, gegiebelten und geziegelten Dächern abzweigten. Es lag inmitten eines üppig wuchernden, tropischen Paradieses, wie es nur reiche Leute besitzen – genau das, was sie brauchte, fand Epifania, die ihre Jugend zwar in einer eher knauserigen Umgebung verbracht hatte, aber dennoch felsenfest von ihrem Talent überzeugt war, sich auf ein Leben auf großem Fuß zu verstehen.

Nun, ein paar Jahre nach der Geburt ihrer beiden Söhne kam Francisco da Gama eines Tages mit einem unglaublich jungen und verdächtig freundlichen Franzosen nach Hause, einem gewissen Charles-Édouard Jeanneret, der sich als architektonisches Genie ausgab, obwohl er kaum zwanzig Jahre alt war. Und ehe Epifania sich's versah, hatte ihr gutgläubiger Ehemann diesen Bruder Leichtfuß beauftragt, in ihren kostbaren Gärten zwei neue Häuser zu errichten. Und was für verrückte Bauwerke das wurden! Das eine war ein seltsamer, eckiger Steinbau, von dessen Innenräumen der wuchernde Garten so gründlich Besitz ergriff, daß man oftmals nicht sagen konnte, ob man drinnen oder draußen war, und dessen Möbel aussahen, als seien sie für

ein Krankenhaus oder den Geometrieunterricht gemacht, nie konnte man sich irgendwohin setzen, ohne sich an einer spitzen Ecke zu stoßen; das andere dagegen war ein Kartenhaus aus Holz und Papier – »im Stil der Japaner«, erklärte Francisco der entsetzten Epifania –, eine schwachbrüstige Feuerfalle, deren Wände aus Pergamentschiebetüren bestanden und in dessen Räumen man nicht sitzen, sondern knien sollte, während man in der Nacht mit dem Kopf auf einem Holzblock schlafen mußte, wie ein Dienstmote auf dem blanken Fußboden, mit nur einer Matte als Unterlage. Diese mangelnde Intimsphäre veranlaßte Epifania zu der Bemerkung, daß »es in einem Haus mit Toilettenpapier statt Badezimmerwänden wenigstens kein Problem darstellt, sich von der gesunden Verdauung der Haushaltsmitglieder zu überzeugen«.

Schlimmer noch: Epifania entdeckte schon bald, daß ihr Mann, als diese Irrenhäuser fertig waren, ihrer wunderschönen Villa immer öfter müde wurde. Er schlug dann mit der flachen Hand auf den Frühstückstisch und verkündete, man werde jetzt »gen Osten ziehen« oder »nach Westen wandern«, woraufhin der gesamten Familie nichts anderes übrigblieb, als mit Kind und Kegel in den einen oder anderen Pavillon des Franzosen umzuziehen, da nützten all ihre Proteste auch nicht ein Jota. Nach ein paar Wochen zogen sie dann wieder um.

Francisco da Gama war nicht nur unfähig, ein ruhiges Leben zu führen wie normale Menschen, sondern war darüber hinaus, wie Epifania verzweifelt feststellen mußte, ein Kunstmäzen. Rum-und-Whisky-saufende, hanfkonsumierende Personen niederer Geburt und mit abstoßendem Kleidungs geschmack wurden zu längeren Aufenthalten eingeladen und füllten die Pavillons des Franzosen mit ihrer schrillen Musik, ihren Lyrikmarathons, ihren Partys mit Nacktmodellen, Marihuana Orgien, nächtelangen Kartenturnieren und anderen Mani-

festationen ihres in-jeder-Hinsicht-inkorrekten Verhaltens. Ausländische Künstler kamen und hinterließen seltsame Mobiles, die aussahen wie gigantische, sich in der Brise drehende Kleiderbügel, sowie Bilder von Teufelsweibern mit beiden Augen auf derselben Seite der Nase und riesige Leinwände, die aussahen, als wäre mit der Farbe ein Unfall passiert, und all diese Katastrophen mußte Epifania an die Wände ihres geliebten Heims hängen oder in ihren Gärten aufstellen und tagtäglich ansehen, als sei es richtige anständige Kunst.

»Dein Kunst-Schunst, Francisco«, sagte sie giftig zu ihrem Ehemann, »wird mich mit seiner Häßlichkeit noch blindofizieren.« Aber er war immun gegen ihr Gift. »Alte Schönheit reicht eben nicht«, erklärte er ihr. »Alte Paläste, alte Sitten, alte Götter. Heutzutage ist die Welt voller Fragen, und es gibt ganz neue Möglichkeiten, schön zu sein.«

Vom Tag seiner Geburt an war Francisco aus dem Holz, aus dem Helden geschnitzt sind, ein Mann, der auf Kreuzzug geht, statt zu Kreuze zu kriechen, für Häuslichkeit so wenig geschaffen wie Don Quijote. Er war schön wie die Sünde, aber doppelt so tugendhaft und erwies sich auf den Kokosmatten der Cricketplätze jener Zeit in seiner Jugend als teuflisch langsamer, links-händiger Werfer und eleganter vierter Schläger. Im College war er der brillianteste Physikstudent seines Jahrgangs, wurde aber frühzeitig zur Waise und entschied sich nach langem Überlegen dafür, auf ein akademisches Leben zu verzichten und statt dessen seiner Pflicht nachzukommen und ins Familiengeschäft einzusteigen. Schon als junger Mann wurde er zum gelehrigen Adepten jener uralten Kunst der da Gamas, Gewürze und Nüsse in Gold zu verwandeln. Er konnte das Geld im Wind riechen, konnte das Wetter erschnuppern und erkennen, ob es Gewinn oder Verlust bringen würde; darüber hinaus war er aber auch ein Philanthrop, gründete Waisenhäuser, eröffnete kostenlose Am-

balanzen für die Armen, baute Schulen für die Dörfer entlang der toten Wasserläufe, richtete Institute zur Erforschung der Kokospalmentrockenfäule ein, initiierte Elefantenschutzprogramme in den Bergen hinter seinen Gewürzfeldern und zeichnete die besten Geschichtenerzähler der Region mit Preisen aus: So freizügig war er in seiner Philanthropie, daß Epifania (vergebens) klagte: »Und wenn das Geld verplemperifiziert ist und die Kinder mit dem Hut in der Hand betteln gehen müssen? Was essen wir dann – etwa dieses Ding da, diese *Anthropologie?*«

Sie kämpfte um jeden Zentimeter mit ihm und verlor jede einzelne Schlacht, bis auf die letzte. Francisco, der Modernist, wurde, den Blick fest auf die Zukunft gerichtet, ein Anhänger erst Bertrand Russells – *Religion and Science* sowie *A Free Man's Worship* waren seine gottlosen Bibeln – und dann der immer fanatischer nationalistischen Politik der Theosophical Society von Mrs. Annie Besant. Erinnern wir uns: Cochin, Travancore, Mysore und Hyderabad waren, technisch gesehen, kein Teil von Britisch-Indien, sondern indische Staaten mit eigenen Fürsten. Einige von ihnen – wie Cochin – waren zum Beispiel stolz auf ihr schulisches und literarisches Niveau, das jenes unter direkter britischer Herrschaft weit übertraf, während es in anderen (Hyderabad) etwas gab, das Mr. Nehru als »perfekten Feudalismus« bezeichnete, und in Travancore wurde sogar der Kongreß für illegal erklärt. Aber wir wollen den Schein nicht mit der Wirklichkeit verwechseln (Francisco tat es nicht); das Feigenblatt ist nicht die Feige. Als Nehru die Landesflagge in Mysore aufzog, zerstörten die einheimischen (indischen) Behörden, kaum daß Nehru die Stadt verlassen hatte, nicht nur die Fahne, sondern auch den Fahnenmast, um nur ja nicht die wahren Herrscher zu verärgern ... Kurz nach dem Ausbruch des Ersten Weltkriegs, an seinem achtunddreißigsten Geburtstag, zerbrach etwas in Francisco.

»Die Briten müssen gehen«, verkündete er beim Dinner unter den Ölporträts seiner gestiefelten und gespornten Vorfahren.

»O Gott, wo wollen sie denn hin?« fragte Epifania, die nicht gleich begriff, was er meinte. »Wollen sie uns in einer so schlimmen Situation unserem Schicksal und diesem Ungeheuer, Kaiser Bill, ausliefern?«

Da explodierte Francisco, und der zwölfjährige Aires wie auch der elfjährige Camoens erstarrten auf ihren Stühlen. »Dieser Kaiser Bill ist eine Unbill«, donnerte er, »und wir müssen dafür bezahlen: Doppelte Steuern! Unsere jungen Männer sterben in britischen Uniformen! Der Reichtum des Landes wird exportiert, Madam. Hier zu Hause verhungern die Menschen, aber der britische Tommy lebt von unseren Produkten, von Weizen, Reis, Jute und Kokos. Von mir persönlich verlangt man, Waren unter dem Selbstkostenpreis zu verschiffen. Unsere Bergwerke werden ausgebeutet: Salpeter, Magnesium, Glimmer. Verdammte! Die Bombay-Wallahs werden reich, und das Land geht vor die Hunde!«

»Dieses ganze Spintisieren und Politisieren hat dir das Hirn vernebelt«, protestierte Epifania. »Was sind wir denn, wenn nicht die Kinder des Empire? Alles haben die Briten uns gegeben – oder? Zivilisation, Recht, Ordnung, viel zuviel. Selbst deine Gewürze, die unser Haus vollstinken, kaufen sie aus lauter Großzügigkeit und sorgen so dafür, daß unsere Kinder etwas zum Anziehen haben und daß ihre Teller voll sind. Warum also redifizierst du wie ein Verräter und vergiftest die Ohren unserer Kinder mit solch gottlosem Unsinn?«

Von diesem Tag an hatten sie einander nicht mehr viel zu sagen. Aires wandte sich gegen den Vater und ergriff die Partei der Mutter; die beiden waren für England, Gott, Philistertum, die althergebrachte Lebensart und ein ruhiges Dasein. Um Francisco, der ein wahres Energiebündel war, Kontra zu geben,

trug Aires bewußt Indolenz zur Schau und lernte seinen Vater durch einen genüßlichen, unbekümmerten Schlendrian in Wut zu versetzen. (In meiner Jugend neigte ich – aus anderen Gründen – ebenfalls zum Schlendrian. Aber ich wollte damit niemanden verletzen; meine Absicht war es, mit meiner Gemächlichkeit gegen die zunehmende Hast der Zeit selbst Protest zu erheben. Auch auf diese Phase werden wir an gebotener Stelle zurückkommen.)

Einen Verbündeten fand Francisco dagegen in seinem jüngeren Sohn Camoens, dem er die Tugenden des Nationalismus, der Vernunft, der Kunst, des Fortschritts und, das war in jenen Tagen die größte Tugend überhaupt, des Protests einprägte. Francisco teilte Nehrus anfängliche Verachtung für den indischen Nationalkongreß – »nichts weiter als eine Quasselbude für Wogs« wetterte er –, und Camoens stimmte ihm todernst zu. »Annie dies und Gandhi das«, schalt ihn die Mutter. »Nehru, Tilak, all diese schurkischen Gangster aus dem Norden. Hör nicht auf deine Mutter! Mach weiter so! Dann heißt es bald, ab ins Gefängnis mit dir, *chop-chop!*«

Im Jahre 1916 schloß sich Francisco da Gama der Home-Rule-Kampagne von Annie Besant und Bal Gangadhar Tilak an und machte sich für die Forderung nach einem unabhängigen indischen Parlament stark, das über die Zukunft des Landes entscheiden sollte. Als Mrs. Besant ihn bat, in Cochin eine Home Rule League zu gründen, und er die Kühnheit hatte, nicht nur die einheimische Bourgeoisie, sondern auch Hafendarbeiter, Teepflücker, Basar-Kulis und seine eigenen Arbeiter zum Beitritt aufzufordern, geriet Epifania außer sich. »Massen und Klassen im selben Club! Schimpf, Schande und Skandal! Der Mann hat den Verstand verloren«, schalt sie, einer Ohnmacht nahe und sich wild Luft zufächelnd, dann versank sie in verdrossenem Schweigen.

Ein paar Tage nach Gründung der Liga gab es einen Krawall auf den Straßen des Hafenbezirks von Ernakulam; einigen Dutzend militanten Ligisten gelang es, ein kleines Detachement leichtbewaffneter Truppen zu überwältigen und sie, ihrer Waffen beraubt, in die Flucht zu schlagen. Am Tag darauf wurde die Liga offiziell verboten, und auf Cabral Island landete eine Barkasse, um Francisco da Gama zu arretieren.

Im Verlauf der folgenden sechs Monate wurde er immer wieder in Haft genommen, was ihm die Verachtung seines älteren und die grenzenlose Bewunderung seines jüngeren Sohnes eintrug. Jawohl, ein Held, ganz zweifellos. Während der Phasen im Gefängnis und seines furiosen politischen Aktivismus zwischen den Haftstrafen, als er, Tilaks Anweisungen befolgend, bei zahllosen Gelegenheiten bewußt seine Festnahme herausforderte, erwarb er jene Eigenschaften, die ihn zum Mann der Stunde machten, einem Mann, den man im Auge behalten mußte, einem Burschen mit vielen Anhängern: einem Star.

Stars können abstürzen; Helden können abstürzen; Francisco da Gama gelang es nicht, seine Bestimmung zu erfüllen.

Im Gefängnis hatte er Zeit für jene Arbeit, die seinen Untergang einleitete. Niemand hat je ergründet, in welchem Ramschladen für Ausschußwaren des Verstandes Urgroßvater Francisco sich die wissenschaftliche Theorie holte, die ihn, den aufsteigenden Helden, zur Witzfigur der ganzen Nation machen sollte, aber in jenen Jahren beschäftigten ihn diese Ideen immer stärker, bis sie schließlich sogar mit der nationalistischen Bewegung um seine Sympathie konkurrierten. Vielleicht vermischte sich sein altes Interesse für theoretische Physik mit seinen neueren Leidenschaften, mit Mrs. Besants Theosophie, mit der Erklärung des Mahatma über die Einheit der höchst unterschiedlichen Millionen Indiens, mit der Suche indischer Intellektueller jener Zeit

nach einer säkularisierten Definition des geistigen Lebens, jenes abgedroschenen Begriffs, der Seele; wie dem auch sei, gegen Ende des Jahres 1916 ließ Francisco privat eine Abhandlung drucken, die er sodann an alle führenden Zeitschriften jener Zeit »zur freundlichen Beachtung« versandte, einen Artikel mit dem Titel: »Für eine vorläufige Theorie der Transformationsfelder des Bewußtseins«, in dem er die Existenz eines unsichtbaren »dynamischen Netzes geistiger Energie« um uns herum postulierte, »ganz ähnlich den elektromagnetischen Feldern«, und behauptete, daß diese »Bewußtseinsfelder« nichts anderes seien als die Repositorien der – praktischen und moralischen – Erinnerung der menschlichen Spezies, ja, daß sie genau das seien, was James Joyce jüngst seinem Helden Stephen in den Mund gelegt hatte: daß er nämlich in der Schmiede seiner Seele das unerschaffene Gewissen unserer Rasse »prägen« wolle.

Auf ihrer untersten Wirkungsebene erleichterten diese Transformationsfelder des Bewußtseins, kurz TFBs, anscheinend die Ausbildung, so daß alles, was von irgend jemandem irgendwo auf der Erde gelernt wurde, sogleich überall für alle anderen leichter erlernbar wurde; aber es wurde auch angedeutet, daß diese Felder auf ihrer höchsten Ebene, der Ebene, die zugegebenermaßen am schwierigsten zu beobachten war, ethisch wirkten, das heißt, daß sie unsere moralischen Alternativen nicht nur definierten, sondern von ihnen auch definiert wurden, daß sie von jeder moralischen Entscheidung auf unserem Planeten gestärkt und, andererseits, von bösen Handlungen geschwächt wurden, so daß zu viele Missetaten die Gewissensfelder theoretisch irreparabel schädigen mußten und »die Menschheit dann vor der unvorstellbaren Realität eines durch die Zerstörung des ethischen Nexus – des Sicherheitsnetzes, könnte man sogar sagen, in dem wir immer gelebt haben – amo-

ralisch und damit bedeutungslos gewordenen Universums stehen würde«.

Tatsächlich vertrat Francisco in seiner Abhandlung lediglich die untersten, die bildungsbezogenen Funktionen der Felder mit einiger Überzeugung, die moralischen Dimensionen extrapolierte er nur in einer einzigen, relativ kurzen und eingeständenermaßen spekulativen Passage. Dennoch löste sie Hohn und Spott in einem gigantischen Ausmaß aus. Ein Leitartikel der in Madras beheimateten Zeitung *The Hindu*, mit der Überschrift »Donnerschläge von Gut und Böse«, putzte ihn gnadenlos herunter: »Dr. da Gamas Ängste um unsere ethische Zukunft gleichen denen eines verrückten Meteorologen, der glaubt, daß unsere Handlungen das Wetter bestimmen und daß, wenn wir nicht sozusagen ›himmlisch‹ handeln, von oben nichts anderes kommt als Unwetter.« Der satirische Kolumnist »Waspyjee« im *Bombay Chronicle*, dessen Chefredakteur Horniman, ein Freund von Mrs. Besant und der nationalistischen Bewegung, Francisco eindringlich gebeten hatte, seinen Artikel nicht zu veröffentlichen, erkundigte sich boshaft, ob die berühmten Bewußtseinsfelder den Menschen vorbehalten seien oder ob andere Lebewesen – Küchenschaben, zum Beispiel, oder Giftschlangen – ebenfalls lernen könnten, davon zu profitieren; oder ob, andererseits, jede Spezies ihre eigenen Felder habe, die um den Planeten wirbelten. »Sollten wir etwa durch zufällige Feldkollisionen eine Verschmutzung unserer Werte – nennen wir sie Gama-Strahlung – befürchten müssen? Könnten die Sexualgewohnheiten der Gottesanbeterin, die Ästhetik der Paviane oder Gorillas, die Politik der Skorpione unsere eigene, arme Psyche eventuell tödlich infizieren? Oder, Gott behüte, *haben sie das vielleicht schon getan?*«

Es waren diese »Gama-Strahlen«, die Francisco den Garaus machten; er wurde zur Witzfigur, zur willkommenen Ablenkung

von einem mörderischen Krieg, von wirtschaftlicher Not und dem Kampf um Unabhängigkeit. Anfangs ließ er sich nicht entmutigen und konzentrierte sich stur darauf, sich Experimente auszudenken, die seine erste, weniger wichtige Hypothese beweisen konnten. Er schrieb eine zweite Abhandlung, in der er behauptete, daß sich die langen Reihen sinnloser Wörter, die Bharat-Natyam-Lehrer benutzten, um Tänze einzustudieren, als Grundlage für Tests eigneten. Eine dieser Sequenzen (*tat-tat-taa dreegay-thun-thun jee-jee-kathay to, talang, taka-thun-thun, tai! Tat tai!*) könne neben vier weiteren Reihen sinnloser Wörter benutzt und im selben Rhythmus gesprochen werden wie die »Kontrollsequenz«. Studenten in einem anderen Land, die keine Ahnung von indischer Tanzlehre hätten, würde man auffordern, alle fünf auswendig zu lernen; und wenn Franciscos Feldtheorie zutraf, würde es ihnen dann ein leichtes sein, das Tanzunterricht-Kauderwelsch zu erlernen.

Der Test wurde niemals durchgeführt. Schon bald forderte man Franciscos Austritt aus der verbotenen Home Rule League, und ihre Führer, zu denen nun auch Motilal Nehru persönlich zählte, hörten auf, die immer kläglicheren Briefe zu beantworten, mit denen mein Urgroßvater sie bombardierte. Keine Künstlergestalten trafen mehr in ganzen Bootsladungen ein, um sich in einem der Pavillons von Cabral Island zu amüsieren, entweder im papierenen Osten Opium zu rauchen oder im kantigen Westen Whisky zu trinken, obwohl Francisco von Zeit zu Zeit, als der Ruhm des Franzosen stetig wuchs, gefragt wurde, ob er tatsächlich der erste indische Mäzen des jungen Mannes gewesen sei, der sich inzwischen Le Corbusier nannte. Jedesmal, wenn er eine derartige Anfrage erhielt, ließ der gestürzte Held eine kurzgefaßte Antwort vom Stapel: »Nie von dem Kerl gehört.« Nach einiger Zeit hörten auch diese Anfragen auf.

Epifania triumphierte. Während Francisco sich in sich selbst verkroch und sein Gesicht jenen verkniffenen Ausdruck annahm, wie er Männern eigen ist, die überzeugt sind, daß die Welt ihnen unerklärlicherweise ein großes und nicht verdientes Unrecht zugefügt hat, setzte sie unverzüglich zum Todesstoß an. (Wie sich herausstellte, buchstäblich.) Ich bin zu der Schlußfolgerung gelangt, daß sich in den Jahren, während denen sie ihre Unzufriedenheit unterdrückte, ein rachsüchtiger Zorn in ihr aufgestaut hatte – Zorn, mein wahres Erbe! –, der oft von echtem, mörderischem Haß nicht mehr zu unterscheiden war; dabei wäre sie, hätte man sie je gefragt, ob sie ihren Ehemann liebe, über die Frage allein schon schockiert gewesen. »Wir haben einzig und allein aus Liebe geheiratet«, erklärte sie ihrem niedergeschlagenen Gatten im Verlauf eines endlosen Inselabends, bei dem nur das Radio ihnen Gesellschaft leistete. »Warum hätte ich dir ständig deinen Willen gelassen, wenn nicht aus Liebe? Aber du siehst ja, wohin dich das geführt hat. Jetzt mußt du mir aus Liebe den meinen lassen.«

Die verhaßten Pavillons im Garten wurden verschlossen. Und nie wieder durfte in Epifanias Gegenwart von Politik gesprochen werden: Als die russische Revolution die Welt erschütterte, als der Erste Weltkrieg endete, als die Nachricht über das Amritsar-Massaker vom Norden her durchsickerte und den Indern die fast überall vorherrschende anglophile Einstellung gründlich austrieb (der Nobelpreisträger Rabindranath Tagore gab dem König sogar die ihm verliehene Ritterwürde zurück), verstopfte sich Epifania da Gama auf Cabral Island die Ohren und fuhr in einem Maß, das fast an Blasphemie grenzte, fort, an die allmächtige Güte der Briten zu glauben; und ihr älterer Sohn Aires glaubte genauso fest daran wie sie.

Zu Weihnachten 1921 brachte Camoens, damals achtzehn, schüchtern die siebzehnjährige Waise Isabella Ximena Souza

mit nach Hause, um sie seinen Eltern vorzustellen. (Als Epifania sich erkundigte, wo sie sich kennengelernt hätten, erzählten sie ihr unter ständigem Erröten von einer kurzen Begegnung in der St. Francis' Church, und sie zischte mit einer Verachtung, die ihrer unvergleichlichen Fähigkeit entsprang, alles Unbequeme betreffs ihrer eigenen Herkunft zu vergessen, höhnisch: »Rumtreiberin aus dem Nichts und Nirgends!« Aber Francisco gab dem jungen Mädchen seinen Segen, streckte an der ehrlich-gesagt-nicht-allzu-festlichen Tafel eine müde Hand aus und legte sie auf Isabella Souzas hübschen Kopf.) Charakteristisch für Camoens' zukünftige Ehefrau war ihre ausgesprochene Freimütigkeit. Mit vor Erregung funkelnden Augen brach sie Epifanias fünf Jahre altes Tabu, um ihrer Freude über den aktiven Boykott Calcuttas und die zahlreichen Demonstrationen in Bombay gegen den Besuch des Prince of Wales (des zukünftigen Edward VIII.) Ausdruck zu verleihen und die Nehrus, Vater und Sohn, für ihre Kooperationsverweigerung vor Gericht zu loben, wegen der sie beide im Gefängnis gelandet waren. »Jetzt weiß der Vizekönig wenigstens, was los ist«, verkündete sie. »Motilal liebt England, aber selbst er hat es vorgezogen, sich einsperren zu lassen.«

Auf einmal kam Bewegung in Francisco; ein altes Leuchten glimmte in seinen längst stumpf gewordenen Augen auf. Aber Epifania kam ihm zuvor. »In diesem gottesfürchtigen Christenhaus ist alles Britische noch immer das Beste, Maddermoyzelle«, fuhr sie auf. »Wenn du Absichten auf unseren Jungen hast, dann hütifiziere bitte deine Zunge! Willst du dunkles oder helles Fleisch? Sag's frei heraus! Ein Glas importierten Dao-Wein, schön kalt? Kannst du haben. Pudding-Shudding? Warum nicht? Das sind unsere Weihnachtsthemen, mein Frowline. Magst du Füllung?«

Später, am Landungssteg, hielt Belle ebensowenig hinterm

Berg und beschwerte sich bitter bei Camoens, daß er sich nicht für sie stark gemacht habe. »Dein Elternhaus ist wie ein Ort, der im Nebel versunken ist«, sagte sie zu ihrem Verlobten. »Wo gibt es hier Luft zum Atmen? Irgend jemand da drinnen hat einen Fluch ausgesprochen und saugt das Leben aus dir und deinem armen Dad. Und was deinen Bruder angeht – wen kümmert's, der arme Kerl ist ein hoffnungsloser Fall. Du kannst mich hassen oder nicht, aber es ist so klar wie die Farben auf deinem übrigens-entschuldige-bitte-furchtbar-schrecklichen Buschhemd, daß sich hier sehr schnell etwas Schlimmes zusammenbraut.«

»Dann wirst du also nicht wiederkommen?« fragte Camoens sie unglücklich.

Belle stieg in das wartende Boot. »Dummkopf«, schalt sie. »Du bist ein lieber, rührender Junge. Aber du hast nicht die geringste Ahnung davon, was ich für die Liebe tun werde und was nicht, wohin ich kommen werde oder nicht, mit wem ich mich streiten werde oder nicht, und wessen Magie ich mit der meinen entmagisieren werde.«

In den folgenden Monaten war es Belle, die Camoens über die Weltläufte auf dem laufenden hielt, die ihm Nehrus Ansprache vom Mai 1922 anlässlich seiner Verurteilung zu einer weiteren Haftstrafe im exakten Wortlaut wiederholte. *Einschüchterung und Terror sind zum Hauptinstrument dieser Regierung geworden. Glauben die Herrschaften, auf diese Weise unsere Zuneigung zu ihnen wecken zu können? Zuneigung und Loyalität sind eine Sache des Herzens. Man kann sie nicht mit aufgepflanztem Bajonett einfordern.* »Klingt für mich wie die Ehe deiner Eltern«, erklärte Isabella fröhlich; und Camoens, dessen nationalistischer Eifer durch seine Liebe zu diesem schönen, großmäuligen Mädchen angefacht wurde, besaß den Anstand zu erröten.

Belle hatte sich seine Rettung aufs Panier geschrieben. In jenen Tagen hatte er nämlich begonnen, sehr schlecht zu schla-

fen und asthmatisch zu keuchen. »Das kommt von all dieser üblen Luft«, erklärte sie ihm. »Wenigstens einen da Gama muß ich vor dem Untergang bewahren.«

Sie ordnete Veränderungen an. Auf ihren Befehl – und zu Epifanias Zorn: »Glaub bloß nicht auch nur für zwei Sekunden, daß ich in diesem Haus kein Huhn mehr servieren werde, nur weil dein kleines Hühnchen, dieses kleine Flittchen-Malittchen, Bettlerfraß essen will« – wurde er zum Vegetarier und lernte, auf dem Kopf zu stehen. Außerdem zerbrach er heimlich eine Fensterscheibe, kletterte in das spinnwebverzierte Westhaus, wo die Bibliothek seines Vaters dahindämmerte, und begann die Bücher mitsamt den Bücherwürmern zu verschlingen. Attar, Khayyam, Tagore, Carlyle, Ruskin, Wells, Poe, Shelley, Raja Ram-mohun Roy. »Siehst du?« ermunterte ihn Belle. »Du kannst es doch. Auch du kannst dich zu einem Menschen entwickeln, statt ein Fußabtreter in einem potthäßlichen Hemd zu sein.«

Francisco rettete das allerdings nicht. Eines Abends nach dem Regen verließ er die Insel und schwamm davon; vielleicht wollte er jenseits der verhexten Grenzen der Insel ein bißchen frische Luft schnappen. Die Gezeitenströmung riß ihn hinaus; fünf Tage später fanden sie seinen aufgedunsenen Leichnam, der von den Wellen gegen eine rostige Hafenboje geworfen wurde. Eigentlich hätte man ihn wegen seines Anteils an der Revolution, seiner guten Taten, seiner Fortschrittlichkeit und seines Verstandes in Erinnerung behalten sollen, was aber die Familie tatsächlich von ihm erbte, waren Probleme in der Firma (die er in den letzten Jahren sträflich vernachlässigt hatte), das Phänomen plötzlichen Todes und das Asthma.

Epifania schluckte die Nachricht von seinem Tod ohne den geringsten Anflug eines Zitterns. Sie verschlang seinen Tod, wie sie sein Leben verschlungen hatte; und wuchs daran.

Direkt neben dem Absatz der breiten, steilen Treppe, die zu Epifanias Schlafzimmer führte, lag die Privatkapelle der Familie. Francisco hatte sie in den alten Zeiten trotz Epifanias heftigem Protest von einem seiner Franzosen umgestalten lassen. Verschwunden war das vergoldete Altarstück mit den kleinen, eingelassenen Gemälden, auf denen Jesus vor einem Hintergrund aus Kokospalmen und Teeplantagen seine Wunder wirkte, ebenso wie die kleinen, goldenen Cherubim, die auf Teakholzpodesten posierten und in ihre Trompeten stießen, die Kerzen in den Glasschalen, die wie riesige Brandy-Schwenker aussahen, die importierten portugiesischen Spitzen auf dem Altar und sogar das Kruzifix selbst, »alles Sachen von Wert«, hatte Epifania geklagt, »Zusammen mit Jesus und Maria insperrifiziert in der Rumpelkammer.« Und als wäre er mit diesen Entweihungen immer noch nicht zufrieden, hatte der verdammte Kerl den ganzen Raum so blendend weiß gestrichen wie einen Krankensaal, ihn mit den unbequemsten Holzbänken von ganz Cochín möbliert und in diesem fensterlosen Innenraum dann riesige, aus Papier geschnittene Fenster an die Wände geklebt, Imitationen von Buntglasscheiben, »als könnten wir uns keine richtigen Fenster leisten, wenn wir das wollten«, stöhnte Epifania. »Seht euch das an, wie armselig wir dastehen, Papierfenster im Hause Gottes!« Und auf den Fenstern waren nicht mal anständige Bilder, sondern einfach nur Farbleckse. »Wie die Dekorationen bei einer Kinderparty«, schniefte Epifania. »In einem solchen Raum sollte man nicht Blut und Fleisch unseres Heilands aufbewahren, sondern höchstens eine Geburtstagstorte.«

Um das Werk seines Schützlings zu verteidigen, hatte Francisco entgegnet, daß in diesem Raum Form und Farbe nicht nur

die *Stelle* des Inhalts einnehmen, sondern auch demonstrierten, daß sie, richtig eingesetzt, tatsächlich Inhalt *sein* könnten, womit er Epifanias verächtliche Entgegnung herausforderte: »Dann brauchen wir ja vielleicht Jesus Christus gar nicht, denn wenn schon die Form des Kreuzes genügt, warum sich erst um eine Kreuzigung bemühen, stimmt's? Welch eine Blasphemie dein Frenchy-Freund da fertiggebracht hat: eine Kirche, die den Sohn Gottes davon befreit, für unsere Sünden zu sterbifizieren!«

Am Tag nach der Beerdigung ihres Mannes ließ Epifania alles verbrennen, und schon waren sie wieder da, die Cherubim, die Spitzen und Gläser, die dick gepolsterten, mit roter Seide bezogenen Betstühle und die dazu passenden, mit Goldkordel eingefäbten Kissen, auf denen eine Dame von Epifanias gesellschaftlicher Stellung mit Anstand vor dem Herrn niederknien konnte. Alte Gobelins aus Italien mit der Darstellung wie Kebab aufgespießter Heiliger und tandoorigegrillter Märtyrer kehrten an die Wände zurück, umgeben von gerüschten und gerafften Draperien, und sehr bald war die beunruhigende Erinnerung an die strengen Innovationen des Franzosen von der gewohnten muffigen Frömmigkeit verdrängt worden. »Gott ist in seinem Himmel«, verkündete die frischgebackene Witwe. »Alles wieder tipptopp auf der Welt.«

»Von nun an«, entschied Epifania, »führifizieren wir ein einfaches Leben. Das Heil liegt nicht in dem kleinen Mann mit dem Lendenschurz nebst Konsorten.« Und die Einfachheit, die sie suchte, war in der Tat alles andere als gandhianisch. Ihr einfaches Leben sah so aus, daß sie erst spät erwachte, ein Tablett mit süßem Morgentee vorfand, in die Hände klatschte, um die Köchin zu rufen und die Mahlzeiten des Tages mit ihr zu besprechen, eine Zofe hereinbefahl, die sie eincremte und ihr die noch immer langen, aber schnell ergrauenden und sich lichtenden Haare bürstete, nur um diese Zofe dann dafür verantwortlich

zu machen, daß an jedem Morgen mehr Haare in der Bürste zurückblieben; es war das einfache Leben der langen Vormittage, zu nichts anderem da, als den Schneider zu beschimpfen, wenn er mit neuen Roben ins Haus kam und mit Nadeln im Mund vor ihr kniete, welche er von Zeit zu Zeit herausnahm, um seine Schmeichlerzunge zu lösen; und anschließend der langen Nachmittage in den Tuchlagern, wo Ballen wundervoller Seidenstoffe auf dem mit weißen Tüchern belegten Boden vor ihr ausgebreitet wurden, wo Stoffbahn um Stoffbahn nur zu Epifanias Vergnügen durch die Luft flog, um sanfte Faltenberge von glanzvoller Schönheit zu bilden; es war das einfache Leben des müßigen Abendgeplauders mit den wenigen gesellschaftlich ihr Gleichgestellten und der Einladungen zu den »Festlichkeiten« der Briten im Fort-Distrikt, ihren sonntäglichen Criketspielen, ihren Tanztees, dem weihnachtlichen Chorsingen ihrer wenig schönen, hitzegeplagten Kinder, denn schließlich waren sie ja Christen, und obwohl es sich nur um die Kirche von England handelte, egal, die Briten hatten Epifanias Respekt, wenn sie auch niemals ihr Herz haben würden, das natürlich für Portugal schlug, denn insgeheim träumte sie davon, eines Tages am Tejo, am Douro zu flanieren, am Arm eines Granden durch Lissabons Straßen zu paradieren. Es war das einfache Leben der Schwiegertöchter, die sich um fast alle Bedürfnisse Epifanias kümmerten, während sie ihnen das Leben zur Hölle machte, und der Söhne, die den Geldstrom weiter so frei fließen ließen, wie es von ihnen verlangt wurde; und es war die Tatsache, daß alles-an-seinem-Platz-blieb, daß sie endlich im Mittelpunkt des Netzes, auf der Spitze des Berges, wie ein Drache auf einem Haufen von Gold sitzen und, wann immer sie wollte, einen Schwall reinigender, entsetzenerregender Flammen ausstoßen konnte. »Es wird uns ein Vermögen kosten, deiner Mama ihr einfaches Leben zu finanzieren«, beschwerte sich Belle da Gama

bei ihrem Mann (sie hatte Camoens Anfang 1923 geheiratet) und nahm damit eine Bemerkung vorweg, die später häufig im Zusammenhang mit M. K. Gandhi gemacht wurde. »Und wenn sie ihren Willen durchsetzt, wird uns das auch noch unsere Jugend kosten.«

Was Epifanias Träume zunichte machte: Francisco hinterließ ihr nichts als ihre Kleider, ihren Schmuck und eine bescheidene Apanage. Mit allem anderen würde sie, wie sie zu ihrem Zorn erfuhr, vom guten Willen ihrer Söhne abhängig sein, denen alles zu gleichen Teilen vermacht worden war – unter der Bedingung, daß die Gama Trading Company nicht aufgeteilt wurde, »es sei denn, die Geschäftslage erfordert es«, und daß Aires und Camoens versuchten, »liebepoll zusammenzuarbeiten, damit das Familienvermögen nicht durch Disharmonie oder Zwietracht geschädigt werde«.

»Selbst nach dem Tod«, jammerte Urgroßmutter Epifania bei der Verlesung des Letzten Willens, »schlägt er mich auf beide Wangen.«

Aber auch das ist Teil meines Erbes: Das Grab beendet keinen Streit.

Zur Verzweiflung der Witwe fanden die Anwälte der Familie Menezes kein einziges Schlupfloch. Epifania weinte, rauft sich die Haare, schlug sich an den winzigen Busen und knirschte mit den Zähnen, wobei ein erschreckend durchdringendes Geräusch entstand; aber die Anwälte wurden nicht müde ihr zu erklären, daß das matrilineare Prinzip, für das Cochin, Travancore und Quilon berühmt waren und nach dem das Verfügungsrecht über den Familienbesitz bei Madame Epifania gelegen hätte und nicht bei dem verstorbenen Dr. da Gama, beim besten Willen nicht auf die christliche Gemeinde angewandt werden könne, da es ausschließlich Teil der Hindu-Tradition sei.

»Dann bringt mir sofort ein Schiwa-Lingam und eine Gieß-

kanne!« soll Epifania der Legende nach gesagt haben, obwohl sie es später leugnete. »Bringt mich zum Ganges, und ich werde unverzüglich hineinspringen. *Hai Ram!*«

(Ich sollte erwähnen, daß Epifanias Bereitschaft, Puja zu verrichten und eine Pilgerfahrt zu machen, für mich keineswegs überzeugend, ja, unglauwbüdig klang; daß es aber Wehklagen, Zähneknirschen, Haareraufen und Busenschlagen gab, ist wohl unstrittig.)

Die Söhne des verstorbenen Magnaten vernachlässigten die Geschäfte, wie man zugeben muß, und zwar deshalb, weil sie sich allzuoft von weltlichen Problemen ablenken ließen. Aires da Gama, über den Selbstmord seines Vaters bekümmert, als er zugeben wollte, suchte Trost in der Promiskuität und löste damit eine Flut von Zuschriften aus – Briefe auf billigem Papier, verfaßt in einer kaum lesbaren, nur halbwegs erlernten Schrift. Liebesbriefe, Beteuerungen von Sehnsucht und Zorn, Androhungen von Gewalt, falls der Geliebte nicht von seinen allzu verletzenden Gewohnheiten ablasse. Der Autor dieser angstgetriebenen Mitteilungen war kein anderer als der junge Mann im Hochzeitsnachtsruderboot. Prinz Henry der Navigator persönlich. *Glaube nicht, daß ich nicht von allem erfahre, was Du tust. Schenk mir Dein Herz, oder ich schneide es Dir aus dem Leib. Wenn die Liebe nicht die ganze Welt und der Himmel darüber ist, dann ist sie nichts, ist sie schlimmer als Dreck.*

Wenn die Liebe nicht alles ist, dann ist sie nichts: Dieser Grundsatz und sein Gegenteil (ich meine die Treulosigkeit) werden in den gesamten Jahren dieser meiner atemlosen Erzählung miteinander kollidieren.

Aires, die ganze Nacht wie ein verliebter Kater auf Pirsch, verbrachte die Stunden des Tages weitgehend damit, die Nachwirkungen von Haschisch oder Opium auszuschlafen und sich von seinen Ausschweifungen zu erholen, außerdem bedurfte er

nicht selten der Versorgung seiner zahlreichen kleinen Wunden. Carmen verabreichte ihm wortlos Arzneien und heiÙe Bänder, um die Schmerzen seiner Blessuren zu lindern; und falls sie, wenn er in diesem aus dem tiefen Brunnen ihres Kummers geschöpften Badewasser in einen dumpfen, schnarchenden Schlaf fiel, jemals daran dachte, seinen Kopf unter Wasser zu drücken, so gab sie dieser Versuchung nicht nach. Schon bald sollte sie ein anderes Ventil für ihre Wut finden.

Camoens dagegen war mit seiner schüchternen, leisen Art ganz der Sohn seines Vaters. Durch Belle kam er mit einer Gruppe junger, nationalistischer Radikaler zusammen, die sich, unzufrieden mit dem Gerede von Gewaltlosigkeit und passivem Widerstand, an den großen Ereignissen in Rußland berauschten. Nach und nach begann er, sich Reden mit Titeln wie »Vorwärts!« oder »Terrorismus: Heiligt der Zweck die Mittel?« anzuhören und später sogar selbst zu halten.

»Ach, mein lieber Camoens, der keiner Mückski was zuleide tun würde!« Belle lachte. »Was wirst du für einen großen, schlimmen Rotski abgeben!«

Es war Großvater Camoens, der den Reinflall mit den falschen Uljanows erlebte. Ende 1923 berichtete er Belle und ihren Freunden, daß eine Elitetruppe sowjetischer Schauspieler die Exklusivrechte an der Rolle des W. I. Lenin erhalten hatte: nicht nur für speziell präparierte Tournee-Aufführungen, bei denen das Sowjetvolk über seine glorreiche Revolution aufgeklärt wurde, sondern auch für Tausende und Abertausende von öffentlichen Veranstaltungen, bei denen der Politführer aus Zeitdruck nicht anwesend sein konnte. Diese Lenin-Thespisjünger lernten die Reden des großen Mannes auswendig, um sie anschließend perfekt zu deklamieren, und wenn sie dann perfekt geschminkt und kostümiert auftraten, jubelten die Massen, verneigten sich und erschauerten, als hätten sie den echten Le-

nin vor sich. »Und nun«, schloß Camoens aufgereggt, »erwartet man Bewerbungen von fremdsprachigen Schauspielern. Wir können also hier, an Ort und Stelle, unsere eigenen, ganz persönlichen und offiziell beglaubigten Lenins haben, die Malayalam, Tulu, Kannada oder jede andere verdammte Sprache sprechen, die uns gefällt.«

»Die produzieren also den Big Boß von der Si-Si-Si-Pi.« Belle zog seine Hand auf ihren Bauch. »Aber, sieh, sieh, sieh doch bitte ein, mein lieber Ehemann, daß du hier schon eine eigene kleine Produktion begonnen hast.«

Es ist ein Beweis für die absurde – jawohl! ich wage dieses Wort zu benutzen –, die lächerliche und absurde Perversität meiner Familie, daß sich mein Großvater – zu einer Zeit, da sich das Land, ja der ganze Planet mit so folgenschweren Ereignissen herumschlagen mußten, da das Familienunternehmen gewissenhafteste Aufmerksamkeit erfordert hätte (weil der Mangel an Führungsqualitäten nach Franciscos Tod geradezu beunruhigend wurde, kam es zu Unzufriedenheit auf den Plantagen und Schlamperien in den beiden Speichern von Ernakulam, und sogar die Stammkunden der Gama Company hörten allmählich auf die Sirenenstimmen der Konkurrenz) und da, um allem die Krone aufzusetzen, die eigene Frau ihn von ihrer Schwangerschaft in Kenntnis gesetzt hatte und jenes Kind trug, das, wie sich herausstellte, nicht nur ihr Erstgeborenes, sondern darüber hinaus ihr einziges Kind sein sollte, das einzige überdies der ganzen Generation, meine Mutter Aurora, die letzte der da Gamas –, daß sich also mein Großvater immer intensiver mit der Frage der falschen Lenins befaßte. Mit welchem Eifer durchstöberte er die Umgebung nach Männern mit dem erforderlichen schauspielerischen Talent, dem notwendigen Erinnerungsvermögen und dem gewünschten Interesse an seinem Plan! Mit welcher Hingabe arbeitete er daran, besorgte er Abschriften

der jüngsten Äußerungen des ruhmreichen Politführers, suchte er Übersetzer, versicherte er sich der Dienste von Maskenbildnern und Kostümschneidern und probte er mit seiner kleinen Truppe von sieben Kandidaten, die Belle mit der üblichen Brutalität als Too-Tall-Lenin bezeichnete, als Too-Short-Lenin, Too-Fat-Lenin, Too-Skinny-Lenin, Too-Lame-Lenin, Too-Bald-Lenin und – hierbei handelte es sich um einen Unglücklichen mit einem stark defekten Gebiß – Too-Thless-Lenin ... Camoens korrespondierte fieberhaft mit Kontakteuten in Moskau, ging ihnen um den Bart und redete endlos auf sie ein – gewisse Cochin-Autoritäten, sowohl hell- als auch dunkelhäutige, wurden ebenfalls umschmeichelt und beschwätzt – und erntete schließlich im heißen Sommer 1924 seinen Lohn: Während Belle zum Bersten schwanger war, tauchte in Cochin ein echtes, eingetragenes Mitglied der Lenin-Spezialtruppe auf, ein Lenin allererster Klasse, mit der Befugnis, die Mitglieder des neuen Cochin-Zweigs der Truppe endgültig zu bestätigen und eingehender zu instruieren.

Er traf mit dem Schiff aus Bombay ein, und als er in voller Maske die Gangway herunterkam, hörte man an der Anlegestelle erschrockenes Schnaufen und leises Aufschreien, worauf er mit einer Reihe großmütiger Verbeugungen und leutseligem Winken reagierte. Wie Camoens feststellte, transpierte er in der Hitze ziemlich stark; kleine Rinnsale dunkler Haarfärbetinktur liefen ihm über Stirn und Hals und mußten ständig abgetupft werden.

»Wie darf ich Sie nennen?« erkundigte sich Camoens höflich errötend, als er seinen Gast begrüßte, der mit einem Dolmetscher reiste.

»Nur keine Formalitäten, Genosse«, antwortete der Dolmetscher. »Keine Ehrentitel! Ein einfaches Wladimir Iljitsch reicht aus.«

An der Mole hatte sich eine Menschenmenge versammelt, um die Ankunft des Kommunistenführers mitzuerleben, und nun klatschte Camoens, der einen eigenen kleinen theatri-schen Auftritt vorbereitet hatte, in die Hände, und aus dem Ankunftsschuppen kamen die sieben einheimischen Lenins, ebenfalls in Maske, hervor. Sie nahmen am Hafenrand Aufstel-lung, scharrrten verlegen mit den Füßen und grinsten ihren so-wjetischen Kollegen freundlich an, der jedoch alles andere als begeistert aussah und sie mit einer Schimpfkanonade auf rus-sisch empfing.

»Wladimir Iljitsch möchte wissen, was diese Unverschämtheit bedeuten soll«, erklärte der Dolmetscher Camoens, während die Menschenmenge um sie herum immer größer wurde. »Diese Personen haben eine dunkle Hautfarbe, und sie sehen auch nicht aus wie er: zu groß, zu klein, zu dick, zu dünn, zu lahm, zu kahl, und der eine da hat keine Zähne.«

»Man hat mir gesagt«, gab Camoens unglücklich zurück, »daß wir die Genehmigung haben, das Aussehen des Parteifüh-rers den hiesigen Bedürfnissen anzupassen.«

Weitere Füsilladen auf russisch.

»Wladimir Iljitsch ist der Meinung, daß dies keine Adaption ist, sondern eine satirische Karikatur«, übersetzte der Dolmet-scher. »Eine Kränkung und Beleidigung. Sehen Sie doch, mein Herr mindestens zwei Bärte sind trotz der mahnenden Gegen-wart des Proletariats falsch angeklebt. Es wird auf der Stelle ei-nen Bericht an die höchste Ebene geben. Unter keinen Umstän-den werden Sie die Genehmigung erhalten, so weiterzu-machen.«

Camoens zog ein langes Gesicht, und als sie ihn so sahen, den Tränen nahe, weil sein Traum in Trümmern lag, sprangen seine Schauspieler – sein Kader – nach vorn; begierig darauf zu zeigen, wie sorgfältig sie ihre Rolle gelernt hatten, nahmen sie

Posen ein und begannen zu deklamieren. Auf malayalam, kanada, tulu, konkani, tamil, telugu und englisch verkündeten sie die Revolution und forderten den sofortigen Abzug der revan-chistischen Lakaien des Kolonialismus und der blutsaugenden Küchenschaben des Imperialismus, begleitet vom Übergang sämtlicher Vermögen in Gemeineigentum und der alljährlichen Übererfüllung der Reisquoten; mit dem rechten Zeigefinger wiesen sie in die Zukunft, während die linke Faust gebieterisch in die Hüfte gestemmt war. Vielsprachige Lenins, deren Bart sich in der Hitze vom Kinn löste, sprachen zu der inzwischen riesig angewachsenen Menge – die allerdings nach anfänglichem Zögern in einer großen, anschwellenden Woge laut und schallend loslachte.

Wladimir Iljitsch lief dunkelrot an. Leninistische Schmähungen drangen aus seinem Mund und hingen in kyrillischer Schrift über seinem Kopf in der Luft. Dann machte er auf dem Absatz kehrt, marschierte die Gangway wieder hinauf und verschwand unter Deck.

»Was hat er gesagt?« erkundigte sich Camoens verzweifelt bei dem russischen Dolmetscher.

»Ihr Land hier«, antwortete der Dolmetscher, »Wladimir Iljitsch erklärte offen und ehrlich, daß er von ihm das große Kotzen kriegt.«

Eine kleine Frau drängte sich durch die triumphierend grölende Menge, und durch den Dunstschleier seines Kummers erkannte Großvater Camoens Maria, die Zofe seiner Ehefrau. »Sie lieber kommen, Sir«, rief sie durch das Gelächter der Zuschauer. »Ihre gute Madam hat Ihnen ein Mädchen geschenkt.«

Nach seiner Demütigung am Hafen wandte sich Camoens vom Kommunismus ab und pflegte fortan gern zu sagen, er habe an

eigenem Leibe erfahren müssen, daß diese Weltanschauung nicht »die indische Art« sei. Er wurde zum Kongreß-Wallah, zum Nehru-Mann, und verfolgte aus der Ferne alle großen Ereignisse der folgenden Jahre: aus der Ferne, weil er sich zwar, während er die meisten anderen Dinge vernachlässigte, täglich stundenlang in das Thema vertiefte, ausgiebig darüber las, redete und schrieb, sich aber nie mehr aktiv in der Bewegung engagierte und niemals auch nur ein Wort seiner leidenschaftlichen Niederschriften veröffentlichte ...

Bleiben wir einen Moment beim Fall meines Großvaters mütterlicherseits. Wie leicht ist es, ihn als flatterhaft abzutun, als Leichtgewicht, als Dilettanten! Einen Millionär, der mit dem Marxismus flirtete, eine scheue Seele, die nur in Gesellschaft einiger Freunde oder in der Zurückgezogenheit ihres Arbeitszimmers zum revolutionären Aufwieglers werden konnte, beim Schreiben geheimer Abhandlungen, die drucken zu lassen er jedoch – vielleicht, weil er eine Wiederholung jener Hohnrufe fürchtete, die Francisco vernichtet hatten – einfach nicht fertigbrachte; einen Nationalisten, dessen Lieblingsgedichte allesamt englisch waren, einen bekennenden Atheisten und Rationalisten, der allerdings an Geister glauben und der mit viel Gefühl Marvells gesamtes »Auf einen Tautropfen« auswendig hersagen konnte:

*So auch die Seele, Tropfen, Strahl
Des klaren Brunnens ohne Zeit und Zahl.
Sah man sie in der Menschenblume glühn,
Gedenk der Höhn, da sie entsprang,
Die süßen Blüten scheuend und das Grün,
Nach eignem Licht zurück ihr Drang,
Bezeugte sie in runder Denkbahn klar
Im kleinren Himmel, was der größte war.*

Epifania, eine äußerst strenge, niemals verzeihende Mutter, tat ihn als einen konfusen Toren und Kindskopf ab; ich jedoch schätze ihn aufgrund der liebevolleren Erzählungen, die ich von Belle und Aurora hörte, anders ein. Für mich ist die Zwiespältigkeit von Großvater Camoens ein Zeichen für die Schönheit seiner Seele; ist seine Bereitschaft, die Koexistenz einander widersprechender Impulse in sich selbst zuzulassen, die Quelle seiner allumfassenden, sanften Menschlichkeit. Wollte man zum Beispiel auf den Widerspruch zwischen seinen egalitären Ideen und dem göttergleichen Rang seiner tatsächlichen gesellschaftlichen Stellung hinweisen, er hätte höchstens mit einem zustimmenden Lächeln und einem entwaffnenden Achselzucken darauf reagiert. »Alle Menschen sollen gut leben können«, sagte er gern. »Cabral Island für alle, das ist mein Motto.« Und in seiner großen Liebe zur englischen Literatur, seiner tiefen Freundschaft mit zahlreichen englischen Familien von Cochin und seiner ebenso festen Überzeugung, daß das britische Imperium enden müsse und mit ihm die Herrschaft der Fürsten, sehe ich jene Hasse-die-Sünde-aber-liebe-den-Sünder-Sanftmut, jene historische Großmut des Geistes, die zu den wahren Wundern Indiens gehört. Als die Sonne des Empire unterging, erschlugen wir nicht unsere einstigen Herren, sondern reservierten deren Privilegien füreinander ... Doch diese Vorstellung ist so grausam, daß sie Camoens nicht in den Sinn kam, denn das Böse verunsicherte ihn, er hielt es für »unmenschlich«, eine absurde Vorstellung, wie selbst seine ihn liebende Belle ihm vorhielt, und, Glück im Unglück für ihn, er lebte nicht lange genug, um die Teilungsmassaker im Punjab noch zu erleben. (Leider starb er aber auch lange bevor in dem neuen, aus dem alten Cochin-Travancore-Quilon geformten Staat Kerala die erste marxistische Regierung des Subkontinents gewählt wurde, süße Rache für all seine zerbrochenen Hoffnungen.)

Camoens erlebte jedoch Probleme genug, denn die Familie trieb damals schon unaufhaltsam jenem katastrophalen Konflikt entgegen, dem sogenannten »Krieg der Sippen«, der so manchem geringeren Haus den Garaus gemacht hätte und von dem sich unser Familienvermögen erst nach einem Jahrzehnt wieder erholte.

Hier rücken die Frauen in den Mittelpunkt meiner kleinen Bühne. Epifania, Carmen, Belle und die neu hinzugekommene Aurora: Sie, nicht die Männer, waren die echten Protagonisten dieses Kampfes; und natürlich war Urgroßmutter Epifania die Hauptunruhestifterin.

Am selben Tag, an dem sie von Franciscos Testament erfuhr, hatte sie sofort den Krieg erklärt und Carmen zu einem *pow-wow* in ihr Boudoir befohlen. »Meine Söhne sind unnütze Playboys«, verkündete sie mit einem Wink ihres Fächers. »Von nun an sollten lieber wir Ladies den Ton angeben.« Sie selbst würde der Oberbefehlshaber sein und Carmen, ihre Nichte und Schwiegertochter, ihr Stellvertreter, Handlanger und allgemeines Faktotum. »Das ist deine Pflicht, nicht nur diesem Haus, sondern auch der Familie Menezes gegenüber. Denk immer daran, daß du, bis ich deine Haut retifiziert habe, auf dem trockenen gesessen hast und dort vergammelt wärst, bis die Hölle zufriert.«

Epifanias erste Anordnung entsprach dem ältesten Wunsch aller Dynasten: Carmen müsse ein männliches Kind empfangen, einen zukünftigen Herrscher, durch den seine liebevolle Mutter und Großmutter regieren konnten. Carmen, der in bitterer Einsicht klar war, daß sie diese erste Anweisung nicht befolgen konnte, schlug bestürzt die Augen nieder und sagte leise: »Okay, Tante Epifania, dein Wunsch ist mir Befehl«, und floh aus dem Zimmer.

(Als Aurora geboren wurde, erklärten die Ärzte, daß Belle

aufgrund eines unglücklichen Umstandes keine weiteren Kinder bekommen werde. In dieser Nacht las Epifania Carmen und Aires die Leviten. »Seht euch diese Belle an, was die zustande gebracht hat! Nur ein Mädchen, und nie wieder Kinder – ein Geschenk Gottes für euch! Ans Werk! Macht einen Jungen, oder der ganze Schrott wird ihr gehören: der ganze, gottverdammte Ramsch.«)

An Aurora da Gamas zehntem Geburtstag kam eine Barkasse quer durch den Hafen nach Cabral Island und brachte einen Mann aus dem Norden, einen Uttar-Pradesh-Typ mit einem Haufen Holzplanken, die er zu einem vereinfachten Riesenrad zusammensetzte, mit Holzbänken am Ende der vier Arme eines hölzernen X. Aus einem mit grünem Samt ausgeschlagenen Kasten holte er dann ein Akkordeon und stimmte ein fröhliches Medley von Jahrmarktsmelodien an. Nachdem sich Aurora und ihre Freundinnen auf dem, was der Akkordeonspieler *charrakh-choo* nannte, nach Herzensluft durch die Luft hatten wirbeln lassen, warf er sich ein scharlachrotes Cape um die Schultern, holte den Kindern Fische aus dem Mund und zog ihnen lebende Schlangen unter dem Rock hervor – zum Entsetzen von Epifania, während die noch immer kinderlose Carmen endlos tadelnd mit der Zunge schnalzte und Belle und Camoens vergnügt kicherten. Als Aurora den Mann aus dem Norden sah, wurde ihr klar, daß sie eines in ihrem Leben am dringendsten brauchte: einen persönlichen Magier, der die Fähigkeit besaß, all ihre Wünsche zu erfüllen, der ihre Großmutter auf ewig verschwinden und Onkel Aires und Tante Carmen von Kobras beißen und sterben ließ und es Camoens und Belle so ermöglichte, bis ans Ende ihrer Tage glücklich zu sein; denn dies war die Zeit des geteilten Hauses, mit Kreidestrichen, die wie Grenzen über die Fußböden verliefen, und Gewürzsäcken, die quer

durch den Garten aufgestapelt waren wie kleine Mauern, als gelte es, sich gegen Hochwasser oder die Schüsse eines Hecken-schützen zu verteidigen.

Angefangen hatte das Ganze damit, daß Epifania, die Unbeständigkeit ihres Sohnes zum Vorwand nehmend, ihre Verwandten nach Cochin einlud. Den Zeitpunkt ihres Coups wählte sie äußerst geschickt: Es waren die Tage von Aires' nachfrancisco-nischer Promiskuität, von Camoens' Jagd nach den Lenins und von Belles Schwangerschaft, daher gab es kaum Proteste. Die lautstärksten Einwände kamen ausgerechnet von Carmen, die von ihrer »Mutterseite« nie besonders freundlich behandelt worden war und deren Lobo-Haare sich bei der Ankunft so vieler Menezes borstig sträubten. Als sie Epifania zögernd und mit vielem Herumgerede ihre Bedenken anvertraute, erwiderte die Lady unter bewußtem Einsatz grober Ausdrücke: »Deine Zukunftsaussichten liegen hier unten, gleich zwischen deinen Beinen, Missy, also konzentriere dich freundlichst darauf, deinen Ehemann für dich zu interessieren, und halt ansonsten deinen Hintern aus Angelegenheiten heraus, die dich einen feuchten Kehricht angehen.«

Wie die Bienen zum Honig kamen die Menezes-Männer in ganzen Bootsladungen von Mangalore herbeigeschwärmt, und auch ihre Frauen und Kinder ließen nicht lange auf sich warten. Weitere Menezes strömten aus dem Busbahnhof herbei, und wieder andere Sippenmitglieder versuchten wohl, wie man vermutete, mit dem Zug zu kommen, konnten durch die Launen des indischen Eisenbahnsystems jedoch nicht pünktlich erscheinen. Bis sich Belle von Auroras Geburt und Camoens von seinem Lenin-Fiasko erholen konnten, hatten Epifanias Leute bereits überall ihre Finger dazwischen; wie Schlingpflanzen um Kokospalmen wanden sie sich um die Gama Trading Company, tyrannisierten die Plantagenaufseher, schnüffelten in den Kon-

tobüchern und mischten sich in die Arbeit in den Speichern ein. Es war eine regelrechte Invasion, aber Eroberer haben es immer schwer, sich beliebt zu machen, und kaum hatte sich Epifania die Macht gesichert, da unterliefen ihr auch schon Fehler. Ihr erster Mißgriff war, daß sie sich zu machiavellisch verhielt, denn obwohl Aires ihr Lieblingssohn war, konnte sie nicht bestreiten, daß Camoens ihr den einzigen Erben geschenkt hatte und daher nicht ganz aus ihren Berechnungen gestrichen werden konnte. Ungeschickt begann sie mit Belle zu flirten, die wegen ihres wachsenden Zorns auf das Verhalten der unzähligen Menezes nicht darauf reagierte; bei Carmen wiederum bewirkte Epifanias allzu offensichtliches Bemühen um Belle eine deutliche Entfremdung. Dann beging Epifania einen noch größeren Fehler: Wegen ihrer sich verschlimmernden Allergie gegen die Gewürze, die ja Hauptstütze des Familienreichtums waren – jawohl, bis hinunter zum Pfeffer, vor allem anderen zum Pfeffer! –, verkündete sie, daß die Gama Trading Company ins Duftgeschäft einsteigen werde, »damit binnen kürzester Zeit angenehm riechendes Parfüm den Platz dieses Zeugs einnehmen kann, das meine Nase so stark strapazifiziert«.

Jetzt verlor Carmen die Geduld. »Die Menezes waren schon immer kleine Leute«, schimpfte sie Aires gegenüber. »Willst du zulassen, daß deine Mutter große Geschäfte in duftende Fläschchen verwandelt?« In jenen Tagen hatte sich Aires da Gamas übermäßige Nachgiebigkeit bereits zu einer Art Betäubung gesteigert, die auch durch Carmens gutes Zureden nicht zu vertreiben war. »Na schön, wenn du deinen rechtmäßigen Platz in diesem Haus nicht einnehmen willst«, schrie sie ihn an, »dann sei wenigstens so gut und gestatte mir, die Lobos zu Hilfe zu holen, statt zuzulassen, daß dieses Menezes-Ungeziefer überall rumkrabbelt wie weiße Ameisen und unser ganzes Bargeld auffrißt.« Großonkel Aires stimmte bereitwillig zu. Belle, die

ebenfalls heftig erregt war, hatte weniger Erfolg (und keine Verwandten); Camoens war von Natur aus kein kriegerischer Mensch und wandte ein, da er keinen Sinn fürs Geschäft habe, dürfe er seiner Mutter nicht im Weg stehen. Dann aber trafen die Lobos ein.

Was mit Parfüm begonnen hatte, endete mit einem wahrhaft gigantischen Stunk ... Es gibt da etwas, das zuweilen aus uns herausbricht, etwas, das in uns lebt, das unsere Nahrung isst, unsere Luft atmet, durch unsere Augen sieht, und wenn es Macht über uns bekommt, ist niemand dagegen immun; vom Wahn besessen gehen wir aufeinander los, den Wahn in den verdüster-ten Augen und echte Waffen in den Händen, Nachbar gegen besessenen Nachbarn, besessener Cousin gegen Cousin, Bruder-Wahn gegen Bruder-Wahn, Wahn-Kind gegen Wahn-Kind. Car-mens Lobos nahmen Kurs auf die Da-Gama-Besitzungen in den Spice Mountains, und die Dinge gerieten in Bewegung.

Die Jeep-Straße in die Spice Mountains rumpelt und holpert an Reisfeldern vorbei, an roten Pisangbäumen und Teppichen von rotem und grünem Spanischen Pfeffer, der in der Sonne zum Trocknen ausgebreitet liegt; vorbei an den kleinen, hellen Schirmen der wilden Tapioka und durch Cashew- und Areka-rußpflanzungen (Quilon ist die Cashewstadt, wie Kottayam das Gummidorf ist); und immer weiter hinauf, hinauf, bis zum Kö-nigtum von Kardamom und Kreuzkümmel, zu den schattigen Domänen junger, blühender Kaffeesträucher, zu den Teeter-rassen, die aussehen wie gigantische, grüne Dächer, bis ganz hoch ins Reich des Malabar-Pfeffers. Früh am Morgen singen die Bulbuls, Arbeitselefanten ziehen vorbei, die stillvergnügt Grünpflanzen kauen, oben am Himmel kreist ein Adler. Radfah-rer kommen zu viert nebeneinander, jeder die Arme auf den Schultern des anderen, ohne sich um die vorbeidonnernden

Lastwagen zu kümmern. Seht doch: ein Radfahrer hat seinen Fuß hinten auf den Sattel seines Freundes gestützt. Idyllisch, nicht wahr? Aber schon wenige Tage nach Ankunft der Lobos gingen Gerüchte von Unruhen in den Bergen um; Lobos und Menezes kämpften um die Macht, hieß es, man munkelte von Streit und Schlägereien.

Das Haus auf Cabral Island war jetzt fast bis zum Bersten gefüllt; überall auf den Treppen stolperte man über die Lobos, während die Menezes die Toiletten besetzt hielten. Lobos weigerten sich erbost, beiseitezurücken, wenn Menezes versuchten, »ihre« Treppen hinauf- oder hinabzusteigen, und das Monopol der Menezes auf die Hygieneeinrichtungen ging so weit, daß Carmens Leute gezwungen waren, ihr Geschäft im Freien zu verrichten, weithin sichtbar für die Bewohner der benachbarten Insel Vypeen mit ihren Fischerdörfern und der Ruine des portugiesischen Forts (*o-ou, aa-aa*, sangen die Fischer, wenn sie an Cabral Island vorbeiruderten, und die Lobo-Frauen erröteten heftig und stritten sich um den Schutz der Büsche), in Sichtweite der Arbeiter in der nicht weit entfernten Kokosmattenfabrik auf Gundu Island und der dekadenten Duodezfürsten in ihren schlanken Barken, die auf ihren Vergnügungsfahrten vorüberkamen. Es herrschte viel Gedränge und Geschiebe in den Warteschlangen, die sich zu den Mahlzeiten bildeten, und in den Gärten fiel unter den desinteressierten Blicken der holzgeschnitzten Greifen so manches harte Wort.

Händler waren an der Tagesordnung. Um dem Platzproblem beizukommen, wurden die beiden Corbusier-Pavillons geöffnet, erwiesen sich bei den Verwandten jedoch als unbeliebt; es kam zu Schlägereien über die immer kompliziertere Frage, welchen Familienmitgliedern der angeblich höhere Status gewährt werden solle, im Haus zu schlafen. Lobo-Frauen begannen an Menezes-Zöpfen zu ziehen, und Menezes-Sprößlinge begannen

Lobo-Kindern Puppen zu stibitzen, um ihnen alle Gliedmaßen auszureißen. Die Angestellten des Da-Gama-Haushalts beschwerten sich über das hochnäsige Verhalten der Angehörigen beider Sippen, über unflätige Ausdrücke und andere Verletzungen des Dienstbotenstolzes.

Allmählich spitzte sich die Lage zu. Eines Abends gerieten rivalisierende Banden von Menezes- und Lobo-Teenagern in den Gärten von Cabral Island aneinander; das Ergebnis: gebrochene Arme, aufgeschlagene Schädel und Stichwunden, zwei davon ernster Natur. Die Banden hatten die Papierwände von Le Corbusiers Ost-Pavillon-im-japanischen-Stil zerstört und die Holzkonstruktion so schwer beschädigt, daß er wenig später abgerissen werden mußte; sie hatten in den West-Pavillon eingebrochen und einen großen Teil der Möbel demoliert sowie zahlreiche Bücher zertrampelt. An diesem Abend rüttelte Belle Camoens wach und sagte: »Es wird Zeit, daß du etwas unternimmst, sonst ist wirklich alles verloren.« In diesem Moment flatterte ihr eine fliegende Küchenschabe ins Gesicht, und sie schrie auf. Der Schrei brachte Camoens zur Vernunft. Er sprang aus dem Bett und erschlug die Küchenschabe mit einer zusammengerollten Zeitung, doch als er zum Fenster ging, um es zu schließen, lag ein gewisser Duft in der Luft, der ihm sagte, daß der eigentliche Kampf bereits begonnen hatte. Es war der unverkennbare Geruch brennender Gewürze: Kümmel Koriander Gelbwurz, roter-Pfeffer-schwarzer Pfeffer, roter-Chili-grüner Chili, ein bißchen Knoblauch, ein bißchen Ingwer, ein paar Stangen Zimt. Es war, als rühre ein Bergriese in einer gigantischen Pfanne das größte und schärfste Currygericht aller Zeiten zusammen. »So können wir unmöglich weiterleben, mit all diesen Leuten«, erklärte Camoens. »Wir zünden uns unser eigenes Dach über dem Kopf an, Belle.«

O ja, der große Stunk kam von den Spice Mountains zum Meer herabgerollt, *die Da-Gama-Verwandten setzen die Gewürzplan-*

tagen in Brand, und als Belle an jenem Abend sah, wie sich Carmen, geborene Lobo, zum erstenmal in ihrem Leben gegen ihre Schwiegermutter, geborene Menezes, erhob, als sie die beiden in ihren Nachthemden sah, mit aufgelösten Haaren, wie sie sich, zwei Megären gleich, gegenseitig anschrien und eine der anderen die Schuld am Brand auf den Plantagen gab, da legte sie die kleine Aurora mit großer Sorgfalt in ihr Bettchen, füllte eine Schüssel mit kaltem Wasser, trug sie in den mondbeschiedenen Garten hinunter, in dem Epifania und Carmen mit Zähnen und Klauen aufeinander losgingen, zielte bedächtig und durchnäßte die beiden bis auf die Haut. »Da ihr mit euren Intrigen diese furchtbaren Brände gelegt habt«, erklärte sie ihnen, »müssen wir bei euch damit beginnen, sie zu löschen.«

Der Skandal war groß, und die Schande der Familie wurde immer größer. Die gierigen Flammen zogen mehr Menschen an als nur die Feuerwehr: Polizisten kamen nach Cabral Island, und nach den Polizisten kamen Soldaten, und dann wurden Aires und Camoens da Gama festgenommen, in Handschellen gelegt und mit bewaffneter Eskorte nicht direkt ins Gefängnis, sondern in den wunderschönen Bolgatty-Palast auf der Insel gleichen Namens gebracht, wo sie in einem hohen, kühlen Raum, von Pistolenmündungen bedroht, niederknien mußten, während ein Engländer mit schütterem Haar, cremeweißem Anzug, dicker Brille und Walroßschnauzbart, die Hände auf dem Rücken verschränkt, am Fenster stand, auf den Hafen von Cochin hinausblickte und, wie es schien, Selbstgespräche führte.

»Kein Mensch, nicht einmal die oberste Regierung, weiß alles über die Verwaltung des Empire. Jahr um Jahr schickt England junge Männer an die vorderste Front, die offiziell als Indian Civil Service bezeichnet wird. Diese Männer schufteten bis zum Unfallen, sorgen sich zu Tode oder ruinieren sich ihre Gesund-

heit und ihre Perspektiven, um dieses Land vor Tod und Krankheit, Hungersnot und Krieg zu schützen und zu erreichen, daß es endlich fähig ist, auf eigenen Füßen zu stehen. Es wird niemals auf eigenen Füßen stehen können, aber die Idee ist gut, Menschen sind bereit, dafür zu sterben, und jedes Jahr macht die Aufgabe, dieses Land mit Überzeugungskraft und liebevollem Druck zu einem besseren Leben zu drängen, einige Fortschritte. Wird tatsächlich ein Erfolg erzielt, geht das Lob dafür an die Eingeborenen, während sich die Engländer im Hintergrund halten und den Schweiß von der Stirn wischen. Kommt es aber zu einem Mißerfolg, halten die Engländer dafür den Kopf hin und nehmen die Schuld auf sich. Solch übergroße Rücksichtnahme hat bei vielen Eingeborenen die feste Überzeugung wachgerufen, daß der Eingeborene tatsächlich fähig sei, das Land zu verwalten, und viele anständige Engländer sind ebenfalls davon überzeugt, weil diese Theorie in feinstem Englisch vorgebracht wurde und von Politikern jeglicher Couleur.«

»Sie dürfen meiner persönlichen Dankbarkeit versichert sein, Sir«, begann Aires, aber ein Sepoy, ein einfacher Malayali, schlug ihn mitten ins Gesicht, und er verstummte.

»Was Sie jetzt auch sagen mögen – wir werden das Land selbständig verwalten«, rief Camoens trotzig. Auch er wurde gehohlet: einmal, zweimal, dreimal. Blut rann ihm aus dem Mundwinkel.

»Es gibt andere Männer, die das Land auf ihre eigene Art und Weise regieren wollen«, fuhr der Mann am Fenster fort, seine Worte immer noch an den Hafen richtend. »Das heißt, mit einem guten Schuß roter Sauce. Auch solche Männer muß es in einem Land von dreihundert Millionen Menschen geben, aber wenn man sich nicht rechtzeitig um sie kümmert, könnten sie Probleme machen und sogar den großen Götzen namens Pax Britannica zerbrechen, der, wie die Zeitungen behaupten, zwi-

schen Peshawar und Cape Comorin durchaus seinen festen Platz gefunden hat.«

Der Engländer drehte sich zu ihnen um, und natürlich war er ein Mann, den sie beide recht gut kannten: ein belesener Mann, mit dem Camoens immer gern über Wordsworth' Einstellung zur Französischen Revolution diskutiert hatte, über Coleridges *Kubla Khan* und über Kiplings frühe, fast schizophrene Geschichten, in denen er von den indischen und den englischen Charakterzügen erzählt, die in ihm kämpfen; ein Mann, mit dessen Töchtern Aires im Malabar Club auf Willingdon Island getanzt und den Epifania an ihrer Tafel verköstigt hatte; der aber nun eine seltsam geistesabwesende Miene zur Schau trug.

»Wenigstens dieser eine Engländer, der hier vor Ihnen steht«, sagte er, »nämlich ich, der Resident, ist nicht geneigt, in diesem Fall die Schuld auf sich zu nehmen. Ihre eigenen Sippen sind es, die der Brandstiftung, der Rebellion, des Mordes, des blutigen Landfriedensbruchs schuldig sind, und nach meiner Ansicht haben Sie, obwohl Sie keinen direkten Anteil daran hatten, sich dieser Straftaten ebenso schuldig gemacht. Wir – womit ich mich, wie Sie natürlich verstehen werden, auf Ihre einheimischen Behörden beziehe – werden dafür sorgen, daß Sie dafür büßen. In den kommenden Jahren werden Sie beide nur sehr wenig Zeit mit Ihren Familien verbringen können.«

Im Juni 1925 wurden die Da-Gama-Brüder zu fünfzehn Jahren Haft verurteilt. Die außergewöhnliche Strenge des Urteils führte zu Spekulationen darüber, ob die Familie für Franciscos Mitgliedschaft in der Home-Rule-Bewegung oder sogar für Camoens' an eine Operette erinnernde Versuche bestraft werden sollte, die sowjetische Revolution zu importieren; für die meisten Menschen waren derartige Spekulationen jedoch überflüssig, ja sogar beleidigend geworden angesichts der vielen

schrecklichen Entdeckungen, die man nach jener Brandnacht auf dem Besitz der Gama Trading Company in den Spice Mountains gemacht hatte und die den unstrittigen Beweis dafür lieferten, daß die Menezes- und die Lobo-Bande vollständig den Kopf verloren hatten. In einem niedergebrannten Cashewgarten waren die Leichen des (Lobo-)Aufsehers, seiner Frau und seiner Töchter gefunden worden – mit Stacheldraht an Bäume gefesselt wie Ketzer auf dem Scheiterhaufen. Und in den rauchenden Ruinen einer fruchtbaren Kardamompflanzung war man auf die verkohlten Überreste dreier Menezes-Brüder, ebenfalls an vom Feuer verbrannten Bäumen, gestoßen. Ihre Arme waren ausgestreckt, und durch die Mitte jeder Hand hatte man ihnen Eisennägel getrieben.

Ich spreche diese Dinge offen aus, weil sie mich vor Scham erzittern lassen.

Meine Familie hat unter so mancher dunklen Wolke gelebt. Was für eine Familie ist das? Ist das *normal*? Sind wir etwa alle so?

Wir sind so; nicht immer, aber potentiell. Und wir sind eben auch wie die anderen.

Fünfzehn Jahre: Epifania fiel im Gerichtssaal in Ohnmacht, Carmen weinte, aber Belle saß trockenem Auges mit steinerner Miene da, Aurora auf dem Schoß, die ebenfalls stumm und tief fernst dreinblickte. Zahlreiche Menezes- und Lobo-Männer sowie einige Frauen wurden verhaftet oder abgeurteilt; die übrigen wurden immer weniger, mit Asche auf dem Haupt kehrten sie nach Mangalore zurück. Als sie fort waren, wurde es im Haus auf Cabral Island sehr still, doch in den Wänden, den Möbeln, den Teppichen knisterte noch immer die von den jüngst Davongezogenen erzeugte elektrische Spannung, und manche Teile des Hauses waren so aufgeladen, daß einem schon die Haare zu Berge standen, wenn man sie betrat. Das alte Gemäuer ließ die Erinnerung an den Mob nur sehr, sehr langsam los, fast so, als

erwarte es, die schlimmen Zeiten könnten zurückkehren. Am Ende aber kehrte Entspannung ein, und Ruhe und Frieden begannen über eine Rückkehr nachzudenken.

Belle hatte ihre eigenen Vorstellungen von einer Wiederherstellung der Zivilisation und verschwendete keine Zeit. Zehn Tage nach der Verhaftung von Aires und Camoens ordneten die Behörden, sozusagen im nachhinein, auch die Festnahme von Epifania und Carmen an, nur um sie eine Woche später, ebenso unvermittelt, wieder zu entlassen. Während dieser sieben Tage ging Belle mit Camoens' schriftlicher Ermächtigung – als Gefangener der A-Klasse durfte er sich von zu Hause täglich Mahlzeiten, Schreibmaterial, Bücher, Zeitungen, Seife, Handtücher und frische Kleidung bringen lassen sowie schmutzige Wäsche und Briefe hinausgeben – zu den Anwälten der Gama Trading Company, den Vollstreckern von Francisco da Gamas Testament, und überzeugte sie von der dringenden Notwendigkeit, die Firma zu teilen. »Die im Testament angesprochenen Bedingungen sind eindeutig eingetreten«, erklärte sie. Überall haben Gefolgsleute von Aires Disharmonie und Zwietracht ausgelöst – ob direkt oder indirekt, ist unwichtig; die Geschäftslage erfordert eindeutig, daß die Einheit des Unternehmens nicht länger aufrechterhalten wird. Wenn die Gama Company in einer Hand bleibt, wird die Schande dieser Greuelthaten sie kaputtmachen. Teilen wir, kann man die Krankheit möglicherweise auf die eine Hälfte begrenzen. Teilen wir nicht, werden wir gemeinsam untergehen.«

Während die Anwälte sich mit einem Plan zur Halbierung des Familienunternehmens befaßten, kehrte Belle nach Cabral Island zurück und begann das große, alte Herrenhaus selbst zu teilen, und zwar von ganz tief unten bis zum höchsten Dachfirst; die alten Familiengarnituren von Silber, Leinen und Porzellan wurden bis zum letzten Teelöffel, Kopfkissenbezug und Suppenteller aufgeteilt. Mit der einjährigen Aurora auf der Hüfte diri-

gierte Belle das Hauspersonal; Schränkchen, Stielgläser, Puffs, weitausladende Rohrsessel, Bambusstangen für Moskitonetze, Sommer-Charpoys für jene, die während der heißen Jahreszeit lieber im Freien schliefen, Spucknapfe, Nachttöpfe, Hängematten, Weinpokale wurden überall herumgeschoben; selbst die Eidechsen an den Wänden wurden eingefangen und gleichmäßig auf beiden Seiten der »großen Wasserscheide« verteilt. Nach gründlichem Studium der brüchigen, alten Baupläne des Hauses und unter gewissenhafter Abwägung von Boden Raum Fenstern Balkonen teilte sie das Herrenhaus mitsamt seinem Inhalt, seinen Höfen und Gärten genau in der Mitte. Entlang der von ihr gezogenen Grenzen ließ sie Säcke mit Gewürzen auftürmen, und dort, wo derartige Trennwände unangebracht waren – etwa auf der Haupttreppe –, zog sie in der Mitte eine weiße Linie und verlangte, daß diese Markierung beachtet wurde. In der Küche teilte sie die Töpfe und Pfannen und hängte einen Stundenplan an die Wand, auf dem jeder Partei ihre Benutzungszeiten mitgeteilt wurden, Tag um Tag. Auch das Hauspersonal wurde geteilt, und obwohl die meisten Angestellten darum baten, unter Belles Befehl bleiben zu dürfen, bestand sie unerbittlich auf größter Fairneß: eine Zofe hier, die andere dort, ein Küchenjunge auf dieser Seite, ein anderer hinter der Demarkationslinie. »Was die Kapelle betrifft«, teilte sie Epifania und Carmen mit, als diese bei ihrer Rückkehr bestürzt vor dem *Fait accompli* ihrer nunmehr aufgeteilten Welt standen, »so könnt ihr sie gern haben, mitsamt den Elfenbeinstoßzähnen und den Ganesha-Göttern. Wir auf unserer Seite haben weder vor, Elefanten zu sammeln, noch zu beten.«

Weder Epifania noch Carmen besaßen nach den jüngsten Ereignissen die Kraft, sich der Wucht von Belles entfesseltem Willen zu erwehren. »Ihr beiden habt das Höllenfeuer über diese

Familie gebracht«, erklärte sie ihnen. »Jetzt will ich eure häßlichen Visagen nie wieder sehen müssen. Behaltet eure fünfzig Prozent! Ernennet eure eigenen Bevollmächtigten, laßt den ganzen Krempel zum Teufel gehen, von mir aus könnt ihr ihn auch verkaufen. Mir ist es egal! Ich werde lediglich dafür sorgen, daß die fünfzig Prozent meines Camoens' wachsen, blühen und gedeihen.«

»Aus dem Nichts bist du gekommen«, konterte Epifania niesend über eine Mauer von Kardamomsäcken hinweg, »und das Nichts wird dein Schicksal sein, Madam.« Aber es klang nicht überzeugend, und weder sie noch Carmen widersprachen, als Belle ihnen mitteilte, daß die zerstörten Felder zu Aires' fünfzig Prozent gehörten. Aires wiederum sandte eine defätistische Nachricht aus dem Gefängnis: »Schlagt alles kurz und klein, jagt alles in die Luft! Macht Kleinholz aus der ganzen, verdammten Affäre – warum nicht?«

So kam es, daß Belle da Gama mit einundzwanzig Jahren die Verantwortung für das Vermögen ihres eingekerkerten Ehemanns übernahm; und obwohl es in den folgenden Jahren zu mancherlei Schicksalsschlägen kam, verwaltete sie es gut. Nach Camoens' und Aires' Verhaftung waren die Ländereien und Speicher der Gama Trading Company zunächst unter öffentliche Verwaltung gestellt worden: Während die Anwälte die Urkunden für die Teilung abfaßten, sah die Wirklichkeit so aus, daß bewaffnete Sepoys in den Spice Mountains patrouillierten und in den Chefesseln des Unternehmens Staatsbeamte saßen. Monatlang mußte Belle reden, schmeicheln, schmieren und flirten, um das Unternehmen zurückzubekommen. Inzwischen waren viele Kunden, bestürzt über den Skandal, zur Konkurrenz übergelaufen oder hatten, als sie erfuhren, daß jetzt *ein ganz junges Ding* die Zügel in der Hand hielt, neue Geschäftsbedingungen verlangt, die die ohnehin schon wackligen Finanzen des

Unternehmens noch weiter belasteten. Es gab auch zahlreiche Angebote, ihr die Company für ein Zehntel oder höchstens ein Achtel ihres wahren Wertes abzukaufen.

Aber Belle verkaufte nicht. Sie begann in Männerhosen, weißen Baumwollhemden und Camoens' cremefarbenem Filzhut herumzulaufen. Sie inspizierte jedes Feld, jeden Obstgarten, jede Plantage, die unter ihre Kontrolle fiel, und gewann das Vertrauen der eingeschüchterten Angestellten zurück, von denen viele in jener Brandnacht um ihr Leben gelaufen waren. Sie fand Manager, denen sie vertraute und denen die Arbeiter mit Respekt, aber ohne Furcht gehorchen konnten. Sie überredete Banken, ihr Geld zu leihen, brachte abgesprungene Kunden zur Rückkehr und wurde Meisterin des Kleingedruckten. Für diese Rettung ihrer Hälfte der Gama Trading Company erwarb sie sich einen respektvollen Spitznamen: von den Salons in Fort Cochin bis zum Hafen von Ernakulam, von der britischen Residenz im alten Bolgatty-Palast bis zu den Spice Mountains sprach man nur von der »Queen Isabella of Cochin«. Doch obwohl die Bewunderung, die darin lag, sie mit heißem Stolz erfüllte, mochte sie diesen Spitznamen nicht. »Nennt mich Belle!« verlangte sie. »Einfach Belle, das reicht für mich.« Aber Belle war niemals »einfach« und hatte sich ihren Titel ehrlicher verdient als so manche einheimische Prinzessin.

Nach drei Jahren kapitulierten Aires und Carmen, weil ihre fünfzig Prozent inzwischen kurz vor dem Zusammenbruch standen. Belle hätte sie für einen Spottpreis aufkaufen können, doch weil Camoens seinem Bruder so etwas nie angetan hätte, bezahlte sie ihnen das Doppelte. In den darauffolgenden Jahren arbeitete sie ebenso fieberhaft daran, die fünfzig Prozent von Aires zu retten, wie sie es mit ihrem eigenen Anteil getan hatte. Nur der Name des Unternehmens wurde geändert: Die Gama Trading Company war für immer von der Bildfläche verschwunden.

